Kriegsnovellen

von

Carl Busse



Carl Busse, Sturmvögel

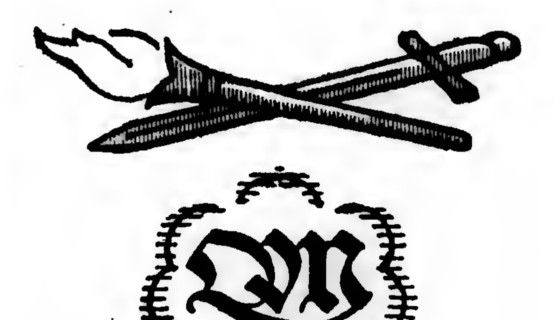


Sturmvögel

Kriegsnovellen

von

Carl Busse



1917

Quelle & Meyer, Leipzig

Druck von Hallberg & Büchting in Leipzig.

Vorbemerkung

Die nachfolgenden Erzählungen sind zum weitaus größten Teil während der letzten schweren Jahre entstanden. Einige sind durch Sammelwerke und Einzeldrucke schon weit bekannt geworden; andre erscheinen hier zum ersten Male.

Durch sie alle droht oder stürmt, bald näher, bald ferner, der Krieg. Während die älteste, die das Buch eröffnet, in den polnischen Aufstand von 1863 führt, wurzeln „Napirllaa" und „Der Held" in den Kämpfen von 1870/71. Beide aber reichen mit ihrer eigentlichen Handlung in den „Vorauguſt" hinauf, in das Jahrzehnt, das dem Weltbrande voranging. Mit Erlaubnis der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachflg. in Stuttgart wurden sie meinem Novellenbuch „Flugbeute" entnommen.

Was diesem Auftakte folgt, schließt sich eng an das gewaltige Geschehen der jüngsten Zeit. Und gerade die beiden kleinsten, aus dem Frühherbst 1914 stammenden Arbeiten haben inzwischen ihre eigenen Kriegserfahrungen machen können: Die Bremsfliege und Trittchen. Die erstere war unangefochten in unsrer verbreitetsten Monatsschrift erschienen und hatte dann in der hier mitgeteilten gekürzten Form den Weg in viele deutsche Blätter gefunden, als sie in Württemberg plötzlich als staatsgefährlich erkannt und immer von neuem verboten wurde. Aus welchem Grunde gerade diese bei weitem harmloseste Erzählung des Buches der Zensur zum Opfer fiel, ist mir bis heute rätselhaft geblieben.

Verwunderlicher noch erging es dem Schusterchen, das ich eines Nachts am Rockkragen faßte und „Trittchen“ taufte. Von Anfang an übte es eine so gewaltige Wirkung, daß ich noch jetzt nicht aus dem Staunen herauskomme. Ungezählte Zeitungen Deutschlands, Österreichs und der Schweiz haben seine Lebensgeschichte verbreitet; über meinen Kopf fort erschienen fortgesetzt Sonderausgaben unter den seltsamsten Titeln; ein einziger Verlag hat allein über 200 000 Einzelstücke davon abgesetzt; die Gesamtzahl der mir bekannt gewordenen Abdrücke in deutscher Sprache geht weit in die zweite Million hinauf; Plagiate und tendenziöse Bearbeitungen tauchten auf; Predigten wurden über „Trittchen“ gehalten und Soldaten zogen in Schlacht und Tod mit ihm; Übersetzungen ins Holländische, Dänische, Schwedische, Ungarische, Französische trugen ihn über das deutsche Sprachgebiet hinaus, ja bis ins Reich der Mitte ist der kleine Landsturmmann gewandert, und, als „le petit soldat-cordonnier“ soll er sogar, wie aus der Schweiz berichtet ward, bis in französische Schützengräben gelangt sein.

Ich weiß wohl, daß dieser erstaunliche Erfolg auf den starken religiösen Strömungen der Kriegszeit beruht, aber ich halte es beinahe für Pflicht zu sagen, daß ich selbst meiner Gestalt von einer andren Seite her nahe gekommen bin. Was mich persönlich an Trittchen bindet, das ist vor allem meine Liebe zu dem schlichten, sachlichen, unverbildeten Volk der Tiefe, zu dem Volk, das so viel Mühe und Not hat, das gebückt seiner Arbeit nachgeht und sich heimlich

Gedanken über das Ewige macht, das sich tausendfach opfert und dem wir alle Schuldner sind. Wenn ich der Herrgott wäre, so würde ich alle Fürsten und Herren zwingen, sich demütig vor den Tiefen zu neigen. Als einfältiges Sinnbild des vielfältigen Volkes der Tiefe steht Trittchen da, geschaffen von großer Liebe und heimlichem Respekt. Nicht sein Glaube ist mir das Wichtigste an ihm, sondern sein Wesen; nicht sein Christliches hat mich gelockt, sondern sein Menschliches.

Dieses Menschliche steht mir auch in allen übrigen Erzählungen des Buches voran. Es überstrahlt mir nicht nur alles Kriegerische und Technische, sondern auch alles Politische und Nationale. Und in der leidenschaftlichen Gefühlsverwirrung unserer Tage will es mir manchmal fast scheinen, als ob Gott den Dichter nur dazu geschaffen hätte, ein Restchen Menschlichkeit und Gerechtigkeit nach seiner größeren oder geringeren Kraft durch eine unmenschliche und ungerechte Zeit zu tragen.

Zehlendorf-Berlin, im November 1916 — Carl Busse.

Inhalt

Auf Grenzwache



Es war eine der weißen, kalten Nächte des Januars. Der Ostwind pfiff grimmig durch die Gassen, hielt ein paar Augenblicke den Atem an und rüttelte dann mit neuer Wut an den geschlossenen Läden. Wenn draußen Wagen vorüberfuhren, hörte man den gefrorenen Schnee bis nach drinnen unter den Rädern knistern und singen.

Der alte Oberst Brettschneider — er war längst a. D. — schlürfte nachdenklich seinen Grog und drehte seinen kahlen Geierkopf hin und wieder den Fenstern zu.

„Ich kenne den Wind," sagte er. „Wir nannten ihn früher den polnischen. Das war anno 63, als wir an der Grenze lagen. Seitdem haben sich die Jahre geläppert, ich mag sie gar nicht mehr zählen. Sie laufen merkwürdigerweise um so schneller, je weniger sie bringen. Wie auf Filzschuhen schlurfen sie hin, und man muß schon zufrieden sein, wenn ein paar Erinnerungen sie begleiten. Daran ist ja bei einem, der drei Feldzüge mitgemacht hat, kein Mangel. Aber wenn ich alles so durchgehe, meine ich fast, daß die Grenzgeschichte damals selbst meinen siebziger Erlebnissen nichts nachgibt. Sie steht mir noch immer ganz klar im Gedächtnis."

Er wärmte sich die Hände am Glase und horchte, ehe er weitersprach, auf den Wind.

Die Herren wissen, daß ungefähr seit Ende 1860 die revolutionäre Bewegung in Polen, die nie ganz er-

loschen war, kräftiger aufflammte. Alle paar Wochen einmal gab es in Warschau blutige Köpfe, und es nützte nur wenig, daß der Belagerungszustand über Stadt und Land verhängt wurde. Als Großfürst Konstantin Nikolajewitsch, der Bruder des Zaren, 1862 zum Statthalter des Königreichs ernannt wurde, war die Antwort der Polen ein Mordversuch. Im Januar 1863 brach dann der offene Kampf los, eine Nationalregierung tat sich auf, und der weiße polnische Adler versuchte mit Gewalt seine Ketten zu brechen.

Während Österreich untätig zusah und selbst das zunächst bedrohte Rußland Unterlassungssünden beging, die es später büßen mußte, betrachtete man von Berlin aus sofort mit einiger Besorgnis das mächtige Anschwellen der Bewegung. Um ihr Übergreifen auf Preußen zu verhindern, ordnete der kommandierende General des 5. Armeekorps, damals Graf Waldersee, die Besetzung der Grenzorte und die Verstärkung der Garnisonen an. Die Reserven wurden eingezogen, und Mitte Februar war die Grenze von Memel bis Myslowitz so gesperrt, daß keine Maus ungesehen durchkommen konnte.

Ich war damals junger Dragoneroffizier und begrüßte es mit Freuden, daß wir aus dem ewigen Einerlei des Gamaschendienstes aufgerüttelt wurden. Wir hatten den zweiten Militärgrenzdistrikt zu besetzen, der sich von der Warthe bis zur Grenze des Kreises Adelnau erstreckte. Der Stab lag in Pleschen oder Kucharp, und einzelne vorgeschobene Kommandos hatten in Grenzdörfern und Waldschenken Quartier genommen.

Der gewöhnliche Schleichhandel, wie er in Friedenszeiten blüht, war durch den Aufstand ziemlich unterbunden. Was die Polen so nötig wie das liebe Brot brauchten, das waren Waffen und Munition. Ihre Sendboten kauften in Frankreich, England, Belgien Gewehre über Gewehre auf, die unter falschen Deklarationen bis zur preußisch-russischen Grenze gingen. Hier saß dann gewöhnlich irgendein jüdischer Händler, der die Waffen verbarg, bis die Gelegenheit günstig erschien, sie hinüberzuschmuggeln. Unsere Aufgabe war es, das zu verhindern und etwaige Transporte abzufangen.

Ich hatte im Januar, als die Absperrung noch nicht vollständig durchgeführt war, den Befehl bekommen, mit zwölf meiner Leute einen Grenzkrug unweit der Prosna zu besetzen, während ein Wachtmeister mit zwölf anderen etwa eine Viertelstunde weiter in einem jämmerlichen Dorfe lag.

Mit tausend Freuden trat ich das Kommando an. Aber schon nach wenigen Tagen hatte ich meinen gut soldatischen Vorrat an Kernflüchen ausgegeben, und eine Woche später war meine Sehnsucht nach der Garnison geradezu stürmisch geworden.

Wer niemals Grenzdienst versehen hat, kann das gar nicht nachfühlen. Tag und Nacht fast waren wir im Sattel und auf Streifpatrouillen. Da hatten sie in Pleschen oder Kuchary gehört, daß nächster Tage tausend Enfieldbüchsen bei unserem Krug über die Grenze sollten. Die Meldung wird mir dienstlich übermittelt, man schärft mir strengste Wachsamkeit ein und spricht die Erwartung aus, daß es mir gelingt, den Transport abzufangen.

Leicht gesagt — aber mit meinen paar Mann kann ich unmöglich überall sein. Und fortgesetzt erhalte ich anonyme Briefe: bald in dieser Nacht, bald in jener, bald um 11 Uhr und bald um 2 Uhr, bald hier und bald da sollten mehrere Wagenladungen Waffen die Grenze passieren, immer geführt von dem berühmtesten und berüchtigsten Schmuggler der Gegend, von Jan Czarny, dem schwarzen Johann. Offenbar war es darauf abgesehen, uns durch die widersprechenden Berichte irrezuführen. Doch andererseits wagte man wieder nicht, sie ganz in den Wind zu schlagen.

So gingen wir um 11 Uhr hierhin und erstarrten fast in der Winterkälte auf unserem Posten, und ritten fluchend um 2 Uhr dorthin — natürlich ohne etwas zu sehen. Abgehetzt, todmüde, vom polnischen Wind durchpustet, kehrten wir morgens in den Krug zurück, und immer, wenn uns der polnische Wirt ein Glas Schnaps eingießt, kommt es mir vor, als grinste der Kerl heimlich.

Teufel ja, wir haben auch Siebzig gehörige Arbeit gehabt, aber dagegen war sie Kinderspiel. Man sah doch, was man leistete. Hier aber war es wie verhext. Wenn wir vor Müdigkeit umfielen, ging unfehlbar ein Transport irgendwo über die Grenze, und aus Pleschen kam die Nase. Allmählich wurden wir so nervös und erbittert auf die Bande, die uns einfach narrte, daß ich im voraus den Schmugglern zum ersten Zusammenstoß gratulierte. Meine Leute knirschten mit den Zähnen, und manche Hand krampfte sich förmlich um die Säbelkoppel, wenn wir immer von neuem unverrichteter Sache zurückritten.

So lagen die Dinge, als ich mit drei Leuten eines Nachmittags wieder einmal von einem Erkundungsritt heimkehrte. Es war schon schummrig. Die Gäule schnaufen und dampfen in die kalte Winterluft. Eine Zeitlang hat uns der Wald geschützt; jetzt hört er auf, und über die Ebene pustet der polnische Wind, als ob auch er Rebellion machen will. Links führt ein Weg zu einem noch unbesetzten Dorf, und wo er den unsern kreuzt, steht ein Heiligenbild — der heilige Adalbert, den man in der Gegend ein dutzendmal trifft. Eben wollen wir schärfer anreiten, als wir links von uns ein Rufen und Schreien hören. Wild und gell besiegt es sogar den Wind. Und wie gehetzt läuft jemand auf uns zu.

Wir halten. Jetzt erkennen wir, daß es ein Weib ist. Gestikuliert und winkt und schreit noch immer.

Dann ist sie bei uns, mustert uns wirr und wendet sich zu mir.

Sie kann nicht reden, so außer Atem ist sie. Ihre Brust fliegt. Das rote Kopftuch — grellrot, wie es die polnischen Dorfweiber lieben, — ist ihr in den Nacken gerutscht. Das Haar hängt ihr verwirrt und aufgegangen ums Haupt. Eine schwarze Strähne ist ihr am Ohr vorbei nach vorn gefallen und tanzt im Wind. Das Gesicht krebsrot vom Lauf und der Kälte. Und immer ein Zucken durch die ganze Gestalt.

Ich muß warten, denn sie bringt auch jetzt nur halbe, seltsam abgerissene Schreie heraus. So kann ich sie in Ruhe ansehen.

Es ist noch ein Mädchen; achtzehn, neunzehn Jahre vielleicht. Nun, meine Herren, von den Reizen der

Polinnen habe ich nie viel gemerkt. Was wir da auf den Dörfern zu Gesicht bekamen, war häßlich und dreckig. Aber wenn eine Polin 'mal schön ist, dann ist sie gleich sehr schön.

Und dieses Mädel war es. War es trotz der Verwahrlosung, in der sie vor mir stand. Ein Römergesicht, wie man es dort manchmal findet; unglaublich vornehm und kühn geschnitten; eine schmale, feine Nase, dunkle leidenschaftliche Augen und ein Mund — alle Wetter! Gleichsam beutegierig, leicht vorgewölbt, rot und voll. Ein wunderliches Spiel: wie kommt dies adlige Geschöpf in die dreckige Gegend? Und ein flüchtiger Gedanke: Die könnte einem einheizen. Nun ja, man fror hier schon 14 Tage herum und war nicht viel über zwanzig.

Aber man reißt sich zusammen. Kühle Amtsmiene. Man hat keine Zeit. Was sie will und wie sie heißt. „Dalli, dalli!"

Sie sieht mich groß an, von oben bis unten. Und ringt es sich zwischen den kurzen Stößen des Atems ab, ob ich der Pan Leutnant sei.

Der Pan Leutnant, der hier zu befehlen hat?

Ich muß ihr das bestätigen. Zwei mal. Dann glaubt sie mir.

„Ich will Euch sprechen." Und mit einer Handbewegung: „Schafft die Leute fort."

Wie eine Fürstin, meine Herren! Es lag ein Anstand in dieser Handbewegung, daß ich unwillkürlich den Dragonern einen Wink gab. Sie reiten langsam voraus.

„Also nun" — sag' ich — „wie heißt Ihr?"

„Pellascha Nowicka."

„Woher?"

„Drüben ... aus Sarbka."

„Und Ihr wünscht?"

Sie mustert mich. Ihre Augen, die in brennender Unruhe flimmern, werden ganz starr und ruhig.

„Pan Leutnant, kennt Ihr den Jan Czarny?"

Kaum, daß sie mein Aufzucken merkt, geht ein kurzer, halb girrender Ton über ihre Lippen, als wäre sie befriedigt.

Und plötzlich, leise, während sie sich duckt und den Kopf wie ein kleines Raubtier einzieht: „Heut Nacht bringt er vier Wagen mit Gewehren über die Grenze."

Beim letzten Wort fängt sie zu zittern an. Sie zittert am ganzen Leibe.

Kein Laut entschlüpft mir. Nur meine Schenkel pressen den Gaul, daß er unruhig hin und her tritt. Aber gleich ist das Mißtrauen wach. Wir sind zu oft getäuscht worden. Und ich zwinge meine Stimme zu amtlicher Würde.

„Wenn Ihr etwas wißt, so habt Ihr die Pflicht, es zu melden. Jeder Untertan muß in solchen Zeiten der Obrigkeit helfen."

Ein jäher Augenaufschlag. Ein kurzes, höhnisches Lachen.

„Euch helfen? Den Deutschen?" Und noch einmal lacht das wegwerfende Lachen. „Ich gehör nicht zu Euch und lieb Euch nicht. Aber ich will Euch sagen, Pan Leutnant, welchen Weg der Jan Czarny nimmt."

Immer, wenn sie den Namen Jan Czarny ausspricht, zittert ihre Stimme. Das Pferd schnuppert

ihr entgegen, bläst ihr den Dampf ins Gesicht und tänzelt. Aber sie steht furchtlos neben ihm; nicht einen Zentimeter weicht sie zurück.

Vielleicht hat sie meinen messenden Blick gemerkt und richtig gedeutet.

„Glaubt Ihr mir nicht?" fragt sie scharf.

Es ist wahrhaftig, als will sie vom Fleckweg umdrehn. Und dann können wir ihr nachpfeifen. Wenn sie nicht will, zerren wir ihr kein Wort zwischen den Zähnen heraus.

So lenke ich ein. Rede ganz vernünftig mit ihr. Ich wüßte wohl, daß die Bevölkerung hier heimlich auf seiten der Aufständischen wäre. Man hätte uns oft genug irregeführt. Aber gut — ich wollte ihr glauben. Und sagte antippend: „Ihr scheint den Jan Czarny nicht zu lieben?"

Ein Schütteln ging durch ihren Körper. Sie griff mit plötzlicher Wildheit nach der Strähne des Haares, die ihr übers Ohr hing, stopfte sie in den Mund und biß darauf in einem dumpfen Stöhnen.

„Ich hasse ihn! Ich hasse ihn!"

Das zuckt und schneidet wie ein Dolchstoß. Mein Herz aber ging im Sturm: denn nun wußte ich, daß mich Pellascha Nowicka nicht belügen würde.

Doch als ich, mehr aus menschlichem, denn aus dienstlichem Interesse, zu erfragen versuchte, was ihr der Schmuggler getan hätte, sah sie mich nur finster an. Eine trotzige Falte erschien über den wie mit Kohle gezogenen Brauen. Und die Hand schneidet alles Weitere ab: „Es geht Euch nichts an, Pan Leutnant."

Kratzbürste! Aber ganz, wie sie will.

„Also vorwärts!“ sag ich achselzuckend und ein wenig abgekühlt. „Ihr müßt natürlich mit. Ich kann Euch nicht eher entlassen, als bis wir die Waffen haben. Könnt Ihr noch laufen?“

„Wohin? In den Grenzkrug? Dorthin geh ich nicht. Wenn mich der Wirt sieht, weiß er, was ich will. Dann könnt Ihr ewig auf Jan Czarny lauern.“

Da hatte ich also die Bestätigung, daß die Kanaille von Wirt mit den Schmugglern unter einer Decke steckte. Es überraschte mich nicht. Nur so waren unsere bisherigen Mißerfolge erklärlich.

Aber was, zum Teufel, fang ich bis zum Abend mit dem Mädel an? Ich überlege hin und her.

„Wenn Ihr nicht in den Grenzkrug wollt, Pellascha, dann wollt Ihr wohl heut Nacht auch nicht dabei sein?“

Mord und Totschlag — funkelt sie mich da an!

„Pan Leutnant, mit d i e s e n Augen will ich sehn, wie Ihr den Jan Czarny fangt!“

Ihre Fäuste ballten sich; ihr ganzer Körper schien sich zusammen zu ziehen. Ich sagte schon, wie ein kleines Raubtier kam sie mir vor.

Wir besprachen noch kurz das Nötigste. Ich beschloß, sie doch mit in den Krug zu nehmen. Sie konnte in der Kälte unmöglich hier draußen bleiben; bis Mitternacht waren noch sieben Stunden. Und wenn ich sie so lange nach Hause schickte, ward ihr der Verrat am Ende leid. Mit dem Wirt wollte ich schon fertig werden, aber nur mühsam gelang es mir, das Mädel umzustimmen.

Als wir vor dem Krug ankamen, ließ ich alle Hausbewohner — außer der Familie des Besitzers noch einen halbtauben Knecht und eine schmierige Magd — antreten, befahl ihnen, im Gastzimmer zu bleiben, und stellte Posten aus, die jede Botschaft an Jan Czarny unmöglich machten.

Der Wirt war ein Fuchs. Er ließ sich nichts merken und wand sich vor Freundlichkeit. Aber der Knecht warf einen giftigen Blick auf die geduckt und schweigsam sitzende Pellascha.

Im übrigen war während meiner Abwesenheit einer der üblichen Zettel eingegangen. Er meldete in ungeübter Handschrift, daß ein Waffentransport um 12 Uhr nachts beim Dorfe Kwilicz über die Grenze gehen würde. Das Dorf lag genau in entgegengesetzter Richtung von dem Punkte, an dem nach Pellaschas Angaben Jan Czarny den Durchbruch versuchen wollte.

Um den Wirt sicher zu machen, gab ich laut Befehl, daß sich meine Dragoner um 11 Uhr bereit halten sollten, und erkundigte mich umständlich nach versteckten Nebenpfaden, die nach Kwilicz führten.

Der Wirt war ganz Eifer, doch ob er mir glaubte, weiß ich nicht. Bald schien er völlig sorglos zu sein, bald jagte ihn eine versteckte Unruhe.

Meine Leute hatten längst gemerkt, daß es heute Nacht Arbeit geben sollte. Und aus meiner Miene mochten sie die Gewißheit lesen, daß wir diesmal nicht vergeblich ausreiten würden. Bei der Erbitterung, die sich ihrer bemächtigt hatte, waren sie fast ausgelassen vergnügt darüber.

Ich hatte mein kleines Zimmer betreten, das neben der Schenkstube lag, und hatte mir's bequem gemacht. Dann schrieb ich eine Order an den Wachtmeister im nächsten Dorf, daß er sich unauffällig mit acht bis zehn Mann nach Süden ziehen und die Grenze an einem bestimmten Punkt gegen 11 Uhr besetzen sollte. Denn da ich zur Bewachung des Wirtes zwei Leute zurücklassen mußte und Pellascha nicht genau sagen konnte, wie stark die Bedeckung der vier Wagen sein würde, hielt ich es für sicherer, mehr Leute heranzuziehen.

Um das Mädchen hatte ich mich nicht mehr gekümmert. In der Gaststube hatte es sich schweigend abseits der Soldaten hingesetzt und war dort geblieben.

Plötzlich öffnete sich meine Tür, und als ob das ganz selbstverständlich wäre, kam Pellascha Nowicka ins Zimmer. Sagte nichts, sah mich nicht an, sondern kauerte sich schweigend neben den warmen Ofen. Dann band sie ihr Tuch ab und begann das aufgegangene Haar neu zu flechten.

Schön. Sie kümmert sich nicht um mich, ich mich nicht um sie. Eine ganze Zeit war's ruhig. Sie ist mit ihrer Toilette fertig, legt die Hände auf die Knie und bleibt zusammengekauert sitzen.

Mit einem Male fängt sie stockend an: „Der Jan Czarny läßt sich nicht greifen. Der Jan Czarny ist ein Held, wie Polen nicht viele hat. Er ist klug und tapfer und stark wie kein zweiter."

Eintönig, halb singend, spricht sie das, wie man einst wohl ein altes Heldenlied in der Dämmerstunde geraunt hat.

„Er kann nur fallen, wenn man ihn seinen Feinden ausliefert. O Jan Czarny, warum hast du ein falsches Herz? Warum hast du mich belogen und betrogen? Hast mit der andern schön getan und gelacht, als ich vor dir gelegen und gebettelt hab. Hüte dich, Schwarzer! Auf der Welt, sagt die Babuscha, geht alles rundherum, rundherum, und heute Nacht, Jan Czarny, lach i ch!"

Ein Murmeln war's; halb sprach sie's wohl nur für sich. Dann schien sie an die andere zu denken, die Jan Czarny jetzt küßte. Ihre Augen wurden groß und grausam; etwas Lechzendes war darin; und wie ein Tier stöhnte sie auf in einem sich immer wiederholenden Heulton.

Ich trat zu ihr und versuchte sie zu beruhigen. Sie hörte auch wirklich mit den wunderlichen Schmerzenslauten auf, und als ich sie vorsichtig fragte, wie sie denn die Untreue des schwarzen Johanns entdeckt hätte, schien sie einen Augenblick zu schwanken, ob sie mir alles beichten sollte. Es wäre vielleicht Erlösung für sie gewesen, wenn sie ihre Not hinausgeschrien hätte.

„Die Schmiedstochter", murmelte sie böse und halb unverständlich. „Das Luder!"

Da fiel mein Säbel um, den ich gegen den Tisch gelehnt hatte. Es gab Geklirr und Gepolter. Als ob sie aufschreckte, strich sie sich mit dem Unterarm und dem Handrücken über die Stirn. Ihr Blick bekam etwas Finsteres und Verstocktes.

„Ich hab' Euch gesagt, Pan Leutnant, das geht Euch nichts an."

Von nun ab schwieg sie ganz. Die Stunden vergingen. Es ward Nacht. Kurz nach 11 Uhr gab ich

den Befehl zum Satteln. Bald darauf ritten wir aus. Mir schlug das Herz damals wie vor der ersten Schlacht und der ersten Liebeserklärung.

Pellascha hatte das rote Kopftuch fest umgebunden. Sie schritt voran. Die Ungeduld beflügelte ihren Schritt. Erst ging's ein wenig die Landstraße aufwärts. Dann bogen wir in den Wald. Einer ritt hinter dem anderen. Nicht das leiseste Wort ertönte. Kaum daß die Säbel und die Halfterketten klirrten.

Nach längerem Ritt kamen wir auf einen wenig benutzten Weg, der den Wald durchschnitt. Es war wohl ein Forstweg.

Pellascha drehte sich um. „Hier kommen die Wagen!" Kein Wort weiter.

Am Ende des Waldes angelangt, sahen wir die Ebene vor uns. Jan Czarny war klug. Er brauchte, wenn er den Wald passiert hatte, nur einige hundert Meter über offenes Feld zu queren, und die Grenze war erreicht, der Transport in Sicherheit.

Der Wachtmeister war bereits da und erstattete Meldung. Wir mußten zusehen, daß wir die Schmuggler sowohl vom Walde abschnitten, wie von der Grenze. Deshalb teilten wir die Leute. Die Hälfte, unter meinem Befehl, besetzte in einiger Entfernung vom Weg den Waldrand; die andere, unter dem Wachtmeister, hielt die Grenze; Buschwerk deckte sie; außerdem war der Himmel finster. Wir wollten Jan Czarny und die Wagen möglichst in aller Ruhe den Wald passieren lassen, und erst wenn er etwa in der Mitte des Feldes war, auf meinen Signalpfiff von

hüben und drüben losbrechen. So kreisten wir den Zug am sichersten ein.

Es war keine schöne Wartezeit in dieser bitterkalten Winternacht, besonders da jedes Geräusch nach Möglichkeit vermieden werden mußte. Trotz der dicken Mäntel zitterten wir alle vor Frost, und die Finger an den Zügeln wurden klamm.

Pellascha und ich hatten uns am weitesten vorgeschoben, so daß wir den Weg eine ganze Strecke übersahen. Regungslos stand sie neben mir.

„Ich zeig Euch den Jan," hatte sie einmal gesagt. Seitdem horchte sie nur.

Erst als sie kurz erbebte, fiel mir ein, daß sie am Erfrieren sein müsse. Ihr Kleid war nur dünn, und sie hatte nicht einmal ein Schultertuch.

„Ihr könnt Euch den Tod holen," sagte ich leise. „Die Kälte muß Euch ja bis auf die Haut gehen."

Aber sie schüttelte nur den Kopf. „Heiß, heiß," flüsterte sie. Und zuckte zusammen, vorgeneigt lauschend wie eine witternde Wölfin.

Nichts! Die Stunde ward zur Ewigkeit.

Dann ein Knirschen. Oder war es nur ein Ast, der unter dem Huf eines Rehes knackte? Es wiederholte sich. Es ward deutlicher.

„Sie kommen!" sprach Pellascha Nowicka jäh. Sie tastete mit der Hand einen Augenblick nach dem Pferde, als suchte sie einen Halt. Sie ließ die Hand gleich wieder sinken. Aber sie stand nicht mehr so ruhig wie vorhin. Ein Schauer nach dem andern lief durch ihren Leib.

Und sie kamen. Wenn ich mich vorbeugte, konnte ich

den ersten Wagen als dunklen Schatten schon erkennen. Wie ein Fieber kroch es mir empor. Und immer die Angst: wenn jetzt ein Pferd wieherte! Wenn eins unruhig ward und mit ein paar Sätzen ausbrach! Wohl war der Transport auch dann unser, aber die Leute entkamen. Es wäre unmöglich gewesen, sie im Walde zu verfolgen.

Langsam, langsam schoben sich die Wagen heran. Vor ihnen, die Büchse im Anschlag, ein mächtiger Kerl, auf dem Kopf die viereckige Polenmütze, die Konfederatka. Er hatte den Schafspelz an, wie ihn die Bauern tragen. Ab und zu spähte er umher, doch nicht sonderlich achtsam. Er schien sicher zu sein.

Als er vorüberschritt, bog ich mich vorsichtig zu Pelascha hinab. Sie sagte kein Wort, aber ihre Finger krampften sich in meinen Arm. Ich mußte die Zähne zusammenbeißen, um einen Laut zu unterdrücken. Doch ich wußte jetzt, wer Jan Czarny war.

Übrigens hatten wir die Bedeckungsmannschaften überschätzt. Neben dem Kutscher saß auf jedem Wagen immer nur noch ein Mann. Mit Jan waren es also neun.

Die Wagen hatten die Mitte des Feldes noch nicht erreicht, als ich das verabredete Zeichen gab. Und hätte mein Seelenheil daran gehangen — ich konnte nicht mehr warten.

Was sich im nächsten Augenblick alles zusammendrängte, ist schwer zu erzählen. Undeutlich seh ich, wie Jan Czarny vorspringt — horcht — den Arm erhebt. Ruft er? Es geht unter in dem Trappen der Pferde. Wie der Sturmwind klirren wir an, selig, daß

wir die Kerle haben. Wir brüllen vor Erregung, die sich jetzt entladen darf. Wir brüllen, während die Schmuggler wie wahnsinnig auf die Gäule einpeitschen, um noch vor uns die Grenze zu erreichen.

Aber da brausen ihnen auch von der anderen Seite Schatten entgegen. Sie merken, daß sie umzingelt sind.

„An die Wagen!“ schreit Jan Czarny.

Mit einem mächtigen Satze springt er selbst an den ersten heran und deckt sich den Rücken. Er heult fast vor Wut. Schon liegt seine Büchse im Anschlag, und während seine Spießgesellen zum Teil in wilder Flucht und verrückten Haken und Bogen den Wald zu gewinnen suchen, zum Teil sich an seine Seite ziehen, kracht schon der erste Schuß.

Jan Czarny hat ihn abgefeuert. Er hat gefehlt. Der zweite entlädt sich donnernd nach droben — mein Wachtmeister hat mit schwerem Hiebe von unten her den Lauf in die Höhe geschlagen.

In das Wirbeln der Klingen tönt das Wimmern und Rufen der Schmuggler. Sie geben sich verloren. Sie werfen ihre Waffen fort — sehr zum Schmerz meiner Leute, deren Kampflust durch strengen Befehl gebunden wird. Flinten und Säbel fliegen auf den Boden.

Nur der schwarze Johann steht kampfbereit da. Laden kann er nicht mehr, aber wie ein Rasender schlägt er mit dem schweren Insurgentensäbel um sich.

Da tönt ein Schrei. Pellascha Nowicka, die uns nicht hat folgen können, rast in langen Sätzen heran.

„Jan Czarny,“ gellt ihr Ruf, „warum hast du ein falsches Herz? Warum hast du mich verraten, Jan Czarny? Lach doch, Schwarzer! Lach doch wie gestern!“

Jählings war der Riese zusammengezuckt. Es schien, als wollte ihm der Arm sinken. Doch dann erfaßte ihn eine sinnlose Wut, in der sich sein ganzes Gesicht wie im Krampf verzerrte. Blind will er gegen das Mädchen vorstürmen — vergebens. Meine Leute halten ihn. Er ficht wie ein Verzweifelter.

Und dazu immer gell, höhnend, wild das Schreien Pellaschas ... ein Schreien, das ein Triumphlachen und eine Orgie des Hasses ist. —

Der Widerstand des Jan Czarny war Wahnsinn. Während die Dragoner die acht Schmuggler, die sich ergeben hatten, banden, forderte ich ihn noch einmal auf, die Waffe gutwillig fortzuwerfen.

Trotz seiner Raserei muß er mich verstanden haben. Aber statt jeder Antwort streckte er mir mit einer Grimasse die Zunge heraus.

Gern hätte ich Blutvergießen vermieden. Ich hatte Scheu, bei der Erbitterung meiner Leute das Zeichen zum Dreinschlagen zu geben. Sie saßen auf den Gäulen, den blanken Säbel in der Faust, und warteten nur auf den Befehl.

Pellascha war still geworden.

„Der Jan Czarny läßt sich nicht greifen," sprach sie seltsam, als ob sie etwas verkünde. „Der Jan Czarny ist ein Held, wie Polen nicht viele hat."

Es mußte ein Ende gemacht werden. Ein Wink an den neben mir haltenden Wachtmeister. „Los!"

Mit blanker Klinge dringen je zwei meiner Leute von links und rechts gegen den Wütenden vor. Im nächsten Augenblick muß der schwarze Johann blutend am Boden liegen.

Doch plötzlich ein Schrei. Ein Schrei, daß mir das Blut erstarrt. Ein Schrei der höchsten Todesnot. Sich jäh bückend, hat Pellascha einen der Säbel aufgegriffen, die von den Schmugglern vorhin fortgeworfen worden waren.

„Jan ... Liebster! Liebster!"

Und wie der Teufel springt sie gegen den Dragoner an, der ihn am meisten bedrängt. Ein Hieb gegen seinen Arm — der Mantel fängt ihn auf — immer von neuem wirbelt die Klinge.

Alles ein Augenblick. Im nächsten fliegt ihr der Säbel durch einen Dragonerhieb aus der Hand. Unter einem zweiten, wuchtigen sinkt sekundenlang der Arm des schwarzen Johanns.

Im Nu ist der baumstarke Kerl von Fäusten gepackt, geschüttelt, gebunden. Die Hände auf dem Rücken, trotzig, aufrecht, finster, steht er da. Ein Dragoner knotet den Strick an den Sattel: Jan Czarny mag nebenher laufen. Von den Dragonern eskortiert, setzen sich die Wagen in Bewegung.

Mit den nötigen Anordnungen beschäftigt, hatte ich Pellascha Nowicka für Minuten aus dem Gesicht verloren. Suchend durchflog mein Blick die Reihen. Da lief sie neben dem Schwarzen. Sie starrte ihn immer nur mit trostlosen erloschenen Augen von der Seite an. Einmal wollte sie ihn streicheln — nicht seine Hand, nur das Tuch seines Rockes. Da stieß er wortlos mit dem Fuß nach ihr. Sie aber ließ es geschehen und neigte demütig das Haupt. Aus seinen Augen lohte eine Kraft des Hasses, daß ein Männerherz erbeben konnte.

Ich ritt näher.

„Jan Czarny“, murmelte sie, „Liebster!“

Er sah geradeaus, als wäre sie seinen Blick nicht wert.

„Pellascha Nowicka,“ sagte er, ohne den Kopf zu drehen — nicht einmal laut, aber mit einem furchtbaren Ton —, „es wird ein Tag kommen, wo meine Hände nicht mehr gebunden sind. Dann wirst du sterben.“

Nichts weiter.

„Ja, Liebster,“ erwiderte sie. Still und gläubig, als hätte er ihr etwas versprochen. Und wie ein Hündchen lief sie weiter neben ihm her.

So mochten wir wohl eine halbe Stunde vorwärts gekommen sein. Wegen der Wagen ging es verhältnismäßig langsam.

Plötzlich höre ich hinter mir ein paar Flüche. Bei halber Drehung des Kopfes nehme ich eine heftige Bewegung wahr und sehe ein Aufblitzen, dem ein Knall folgt.

In diesem Augenblicke, noch ehe ich recht begreife, wirft Pellascha Nowicka die Arme hoch und kommt fast hüpfend auf mich zu .... so, als wollte sie einen kleinen Sprung tun, nur einen kleinen Sprung. Aber sie stolpert mit einem Male, will sich aufraffen und schlägt hin — noch immer mit ausgestreckten Armen.

Sekundenlang ist alles starr. Dann ein irrer Tumult, in dem nur Jan Czarny ruhig und aufrecht steht.

„Ins Herz“ ruft er und lacht. „Danke, Dragoner. Nun bind' die Hände, so fest du willst!“

Ein paar flache Hiebe machen ihn still. Der Wacht-

meister kniet schon neben dem Mädchen. Er reißt ihr die dünnen Kleider herunter und zeigt mir ein kleines, kreisrundes Loch, an dem nur ein einziger Blutstropfen hängt.

„Mitten ins Herz, Herr Leutnant. Nichts mehr zu machen."

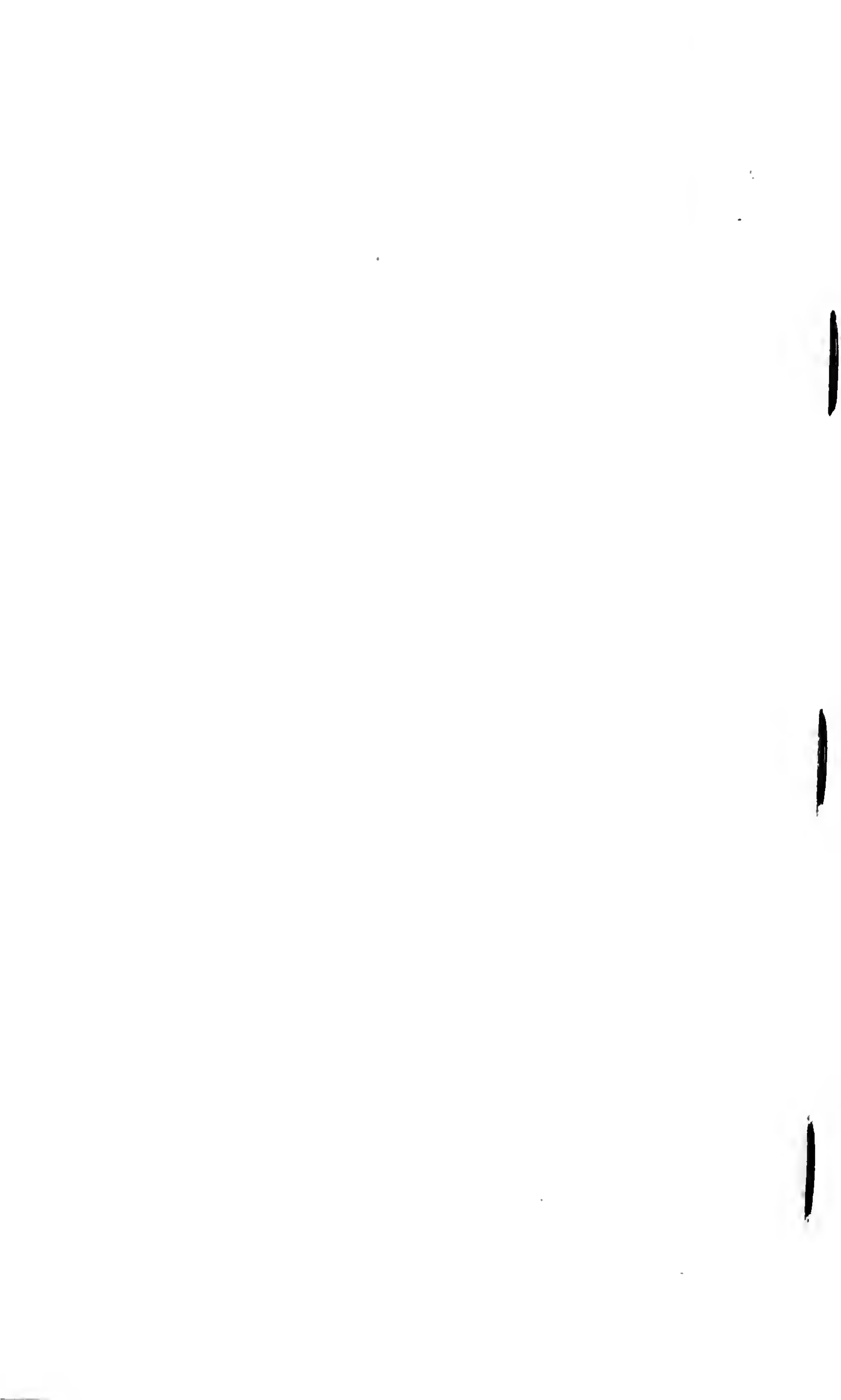
Erst nach und nach erfuhr ich die Einzelheiten. Der schwarze Johann hatte den Dragoner gebeten, ihm die Hände mehr obenhin zu schnüren. Die Stricke scheuerten ihm sonst die Knöchel wund. Gutmütig hatte der Soldat genickt, war abgestiegen und hatte die Stricke gelockert. In diesem Augenblick hatte der Schmuggler blitzschnell seine Rechte frei gemacht, hatte in den Schafpelz gegriffen, und eh' es einer wehren konnte, hatte er den Schuß auf das Mädchen abgegeben.

Nun, was sollten wir tun? Wir legten die Leiche auf den ersten Wagen, wo sie über belgischen Gewehren ruhte, und zogen weiter. Aber eine rechte Fröhlichkeit wollte trotz des gelungenen Fanges nicht aufkommen.

Und immer, wenn draußen durch die weißen Nächte der polnische Wind weht, denk ich an mein Grenzkommando. Hören Sie nur, wie er an die Läden pfaucht! Es ist, als ob er hineinwollte und mich begrüßen — als alten Bekannten von anno 63."

Napiralla





Es lag etwas in der Luft. Etwas Lastendes und Bedrückendes, was keiner nennen konnte und jeder fühlte, was die Nacken beugte und die Muskeln erschlaffte, was dennoch zu Stunden seltsam das Blut erregte.

Das ist die Hitze, dachten die Leute von Sarbka und blickten stumpfverzweifelt zum Himmel empor.

Seit sieben Wochen brannte erbarmungslos von droben die Sonne herab. Zuerst, da hatten die Bauern und Kossäten gelächelt. Das Korn war in keinem Jahre besser gediehen, in keinem hatten die Wiesen üppiger gestanden, hatten die Obstbäume reicher geblüht. Eine Ernte schien sich anzukündigen, wie sie seit Menschengedenken in Sarbka nicht erhört war.

Aber allmählich waren die Gesichter immer gespannter und sorgenvoller geworden.

Tag für Tag rollte der feurige Ball durch das ewige Blau. Kein Wölkchen erschien am strahlenden Himmel, kein Tropfen Regen fiel auf das immer mehr sich erhitzende und ausdörrende Land. Nur die Sonne stieg immer glutvoller und beherrschender empor. Was Segen gewesen war, ward Fluch; was Leben gezeugt hatte, mordete jetzt Leben. Das Korn verkam, das Gras auf den Wiesen verbrannte. Es sah aus, als hätten sich Mäuse hindurchgefressen. Und unter den Bäumen lagen die unreifen Früchte haufenweise.

„Es muß doch regnen!" sagte der Schmied. Er hatte noch immer Hoffnung, wenn die anderen schon verzweifelten.

Aber der Regen kam nicht. Mitleidslos versandte die Sonne nach wie vor ihre Flammenpfeile. Die Luft kochte, sie flimmerte wie der zitternde Glast über Schmiedefeuern. In bleigrauen Dünsten lag der Himmel.

„Nun, Schwarzer, wo ist dein Regen?" fragte der Nachbar.

„Wahrhaftig", sagte der Schmied und wischte sich über die Stirn. „Doch es geht nicht so weiter. Es wird ein Gewitter geben. Es wird ein schreckliches Gewitter geben."

Er hatte auch nicht ganz unrecht. Überall in der Umgegend tobten bald furchtbare Wetter mit kurzen, schweren Güssen. Aber an Sarbka zogen sie vorüber. Nur an einer leisen Abkühlung, an einer frischeren Luftströmung merkten die Dörfler, daß die gewaltige Spannung sich irgendwo in der Nähe ausgeglichen hatte. Ein paar Stunden darauf herrschte schon wieder die gleiche Glut.

Selbst das Vieh litt darunter. Träge zogen die Kühe aus und schrien dumpf klagend. Die Hunde lagen mit zitternden Flanken da, die Zunge weit aus dem Maule. Was die Sonne verschonte, fraß das Ungeziefer. Man wußte nicht, woher es kam. Millionen von Raupennestern hingen an den Zweigen der Sträucher oder bargen sich unter den trockenen Blättern, die sich wie in Schmerzen zusammengerollt hatten. Spannlang nur, doch in ungeheuren Massen schoben sich die gefräßigen Schädlinge vorwärts — mit glattem und grünem Leib die einen, die anderen dunkel und mit feinen gesträubten Borsten besetzt.

Sie fielen von den Bäumen, sie deckten die Wege, sie wurden immer zahlreicher.

Schlimmer noch waren die Wespen. Aus jedem Mauerspalt und jedem Erdloch schlüpften sie; nichts war vor ihnen sicher; in ganzen Schwärmen stürzten sie sich auf die Beute. Im Nu bedeckten sie jeden Speiserest, jedes faulende Obststück. Sie ließen sich kaum verscheuchen; sie wurden zu einer schrecklichen Plage, gegen die kein Mittel mehr half.

Die Leute von Sarbka hatten es aufgegeben, sich dagegen zu wehren. An ihren Häusern und Häuschen sprang der ausgedörrte Lehm und ward rissig. Ihre Felder draußen verbrannten. Es ging keiner mehr hinaus. Helfen konnten sie doch nicht. Warum ansehen, wie alles verkam? Stumpf hockten sie in den Häusern. Und abends drängten sie ins Wirtshaus wie die Schafe in den Stall. Nicht als ob sie da viel geredet hätten! Aber es war schon gleichsam ein Trost, so zusammenzusitzen. Matt, von gleichem Schicksal geschüttelt, stierten sie in ihr Glas. Selbst des Nachts wollte sich die Glut nicht recht kühlen. Und so saßen sie auf den Bänken und warteten. Sie wußten selber nicht, worauf. Vielleicht, daß doch einer einen Weg zeigte. Oder daß ein Wunder geschah. Oft, besonders wenn der Schmied redete, trat ein fieberisches Glänzen in die stumpfen Augen: es ging nicht so weiter, es mußte etwas kommen!

Und es kam etwas.

Vor vierzehn Tagen schon hatte es sich erhoben. Da war es noch wie ein Staubwölkchen in der Ferne, das man kaum beachtet. Der Lehrer hatte davon ge-

sprochen. Er war der einzige im Dorfe, der eine Zeitung hielt. Und die Nachrichten dieses Blattes waren immer düsterer geworden. Die politische Lage spitzte sich offenbar zu. Es war gar nicht mehr daran zu zweifeln: der französische Minister des Äußeren beschritt einen Weg, der zum Kriege führen mußte. England hatte er für sich gewonnen: König Eduard war in Paris gewesen und hatte seine Unterstützung zugesagt. Niemand konnte wissen, was die nächsten Tage oder Wochen brachten.

Der Lehrer hatte zur Erläuterung einen kleinen Schulatlas ins Wirtshaus mitgenommen. Er schlug die Karte von Afrika auf; er zeigte den Leuten, worum es sich handelte. Da lag es ... dieses Marokko ... auf der Karte hier nur ein winziger Fleck.

„Mehr nicht?" hatte der Schmied gesagt und seinen Daumen darübergelegt.

Da hatten sie alle den Kopf geschüttelt. Nee, das glaubten sie nicht, daß man deswegen Krieg führte ... wegen so eines Landes, das unter dem Daumen des Schmiedes verschwand. Außerdem lagen ihnen andere Sorgen näher. Wenn es bloß Regen gäbe!

Aber nun waren die glühenden Tage immer so weitergegangen, die Ernte schien verloren, die Sonne kochte im Blut, wie heimliches Fieber lag es in den Körpern. Und das Gerücht ... das Kriegsgerücht war gewachsen, aus dem Staubwölkchen der Ferne war eine Staubwolke geworden, die sich langsam jedem auf die Brust legte. Es wühlte in den Leuten, es fing während der lastenden Schwüle und der erzwungenen Untätigkeit in den Gehirnen zu arbeiten an.

Vielleicht hatte der Lehrer, hatte die Zeitung recht gehabt ... Dieser und jener erinnerte sich an böse Vorzeichen. Rissige Finger wendeten die Blätter des Gebetbuches. Da stand es: Mißwachs, Teuerung, Krieg!

Krieg ... Krieg ... es sollte Krieg geben!

Der Briefträger hatte es dem Gastwirt bestätigt. Der Gendarm, der gestern durchs Dorf geritten war, hatte bedeutungsvoll die Achseln gezuckt. Und heute nachmittag war der Distriktskommissarius beim Schulzenamt vorgefahren. Im ganzen Kreise kannte man seine Falben. Und als er wieder in den Wagen gestiegen war, hatte er einen Lufthieb geführt wie gegen einen Feind.

Krieg ... Krieg ... es sollte Krieg geben! Jeden Tag konnte es losgehen!

Aus allen Katen strömten die Männer der Schenke zu. Das Neue, das da plötzlich über ihnen hing, verdrängte im Augenblick fast die alte Sorge. In den Abgematteten, die aus Stumpfheit zu Erregung taumelten, nahm es immer schreckhaftere Formen an. Sie redeten und tranken stärker. Die Nacht kam, aber sie gingen nicht nach Hause. Sie sprachen aufeinander ein und wollten doch jeder vom anderen das erlösende Wort hören.

Der jüngste Wroblewski stand in Gnesen; er diente im zweiten Jahr.

„Meiner," erzählte Wladimir Robak, der ‚Pferdebauer', „ist in Bromberg bei den Dragonern."

Sie wußten es alle, aber sie nahmen es wie eine Neuigkeit auf. Und der reiche Bauer, der alljährlich

bei der Ausmusterung ein paar Gäule für schönes Geld losward, sah sich wie fragend im Kreise um.

„Muß mit!“ sagte der Flickschuster Hoffmann in einer verbissenen Unerbittlichkeit, als hätte er zu entscheiden. Mit dem unförmig breiten Schusterdaumen zerrieb er eine Bierneige auf der Tischplatte. Im Gegensatz zum Schmied war er stets auf das Schlimmste gefaßt.

„Psia krew, das ist eine Geschichte. Unsere Ernte frißt die Sonne. Unsere Söhne wird der Krieg fressen!“

„Und die Pferde nehmen sie uns weg — die Häuser verbrennen sie uns — die Steuern, heilige Mutter Gottes, werden noch höher!“ Jeder wußte etwas anderes.

„Nu, nu,“ begütigte der Schmied. „Bis hierher werden die Franzosen nicht gleich kommen.“

„Aber die Russen, Schwarzer!“ schrie der Schuster. „Wenn die Franzosen losschlagen, geht's drüben auch los. Und wir sind drei Meilen von der Grenze!“

Dagegen ließ sich nichts einwenden. Wie ein riesiger Wolf, unheimlich und zum Würgen bereit, stand der Krieg — der Krieg, der vielleicht in dieser Stunde schon erklärt war, — vor ihnen.

Einer der jüngeren Männer lachte bedrückt auf: „Da muß ich meine Sachen packen!“

Ein anderer hatte blanke Schweißtropfen auf der Stirn und musterte mit fahrigen Augen die ganze Gesellschaft. Er hatte im Herbst heiraten wollen. Und nun kam der Fehlschlag der Ernte, nun kam — schlimmer noch — der Krieg.

Wie ein verhaltenes Stöhnen lag es über dem heißen dunstigen Schankzimmer. Jeder gab seine wirren Vorstellungen zum besten, man fragte, stritt, schrie sich heiser. Wie das in solch einem Krieg mit der Verpflegung wäre; ob sie die Pferde einfach wegnähmen oder bezahlten; ob man die Kugeln pfeifen hörte oder nicht; ob ein geweihtes Anhängsel wirklich etwas nütze — tausend Fragen erhoben sich, und fast jede rief erregte Auseinandersetzungen hervor, fast niemals konnte man sich einigen.

Bis der Schmied sich in einen besonders hitzigen Streit mengte: „Was reißt ihr euch die Köpfe ab! Das kann uns doch am besten der Napiralla sagen! Der Napiralla war doch 1870 mit!"

Der Napiralla!

Wie eine Bombe schlug das Wort ein. Richtig — der war ja im Kriege gewesen! Der war ja sogar verwundet worden! Seltsam, daß man an den nicht gleich gedacht hatte!

„Ich hol' ihn!" sagte der Bräutigam, der mitmußte, und sprang auf.

„Wir holen den Napiralla!" stimmten die anderen bei. „Der Lump wird schlafen, psia krew, aber er muß kommen!"

Nur ein paar Ältere blieben zurück. Die übrigen drängten mit heißen, erregten Gesichtern in die schwüle Nacht hinaus.

Wie eine Woge wälzte sich der unregelmäßige Zug durchs Dorf, auf der Gasse ging das Fragen und Streiten weiter. Kein Luftzug rührte sich, die Sterne schimmerten, im Süden zuckte hin und

wieder hell ein Wetterleuchten über den Himmel.

So holten die Leute von Sarbka sich den Napiralla ...

Es ging ihm in den letzten Wochen gut — unberufen! Nach alter Gewohnheit wickelte er sich zwar täglich Leinwandstreifen ums Bein, wobei er vor sich hinächzte, aber das Reißen war tatsächlich glatt verschwunden. Das machte die trockene Hitze, die jetzt seit vielen Wochen herrschte ... herrlich war sie, die Glut! Zur Not konnte er mit dem Beine wieder tanzen. Und wenn er an dem Bilde des heiligen Joseph vorüberkam, das neben dem Weidenbaum am Dorfeingang stand, zog er den Hut tiefer als sonst, murmelte den Gruß und bekreuzte sich.

Die welken Kränze und Blumen, die das Bild schmückten, hatten die Weiber gebracht, um Regen zu erbitten. Aber der Heilige erhörte nicht sie, sondern ihn. Der Heilige erbarmte sich seines kranken Beines.

Ach, Winter und Sommer hätte die Sonne so dabei bleiben müssen! Daß die Ernte verdarb, kümmerte ihn wenig. Ihm gehörte kein Halm, und den anderen gönnte er es!

Denn er hatte es nicht gut im Dorfe — wahrhaftig nicht! Er war für sie alle doch nur der Lump und der Tagedieb, den sie wie einen räudigen Hund wegstießen.

Ja, damals — nach dem Kriege — war es anders gewesen. Wie einen Helden hatten sie ihn eingeholt und gefeiert. In seiner Tasche hatten die Taler geklappert, im Wirtshaus war lustiges Leben, die Männer

wurden nicht müde, ihm zuzuhören, und die Mädchen tanzten mit keinem lieber. Das Bein spürte er überhaupt nicht. Das war die Glanzzeit seines Lebens gewesen: Tage und Nächte voller Rausch und Jubel und stolzen Heldengefühls.

Aber dann, nach all dem Festefeiern, war der Alltag gekommen. Die Bauern hatten genug gehört, jeder fand sich so langsam wieder an seine Arbeit zurück, neue Ereignisse verdrängten die alten.

Nur er, der Napiralla, hatte den Rückweg nicht gefunden. Er war zu sehr herausgekommen. Erst die Soldatenzeit im Frieden, dann der Krieg — im Kriege verwilderte man weiß Gott bei dem unregelmäßigen Leben —, dann die Feiern und Feste zu Hause: die Arbeit schmeckte nicht mehr!

Er konnte sich nicht darein finden, daß er, der Held, der Mittelpunkt jeder Gesellschaft, nun wieder still in die Reihe zurücktreten sollte. Tagtäglich lief er nach dem Wirtshaus. Früher hatten sie ihn freigehalten, damit er nur erzählte. Nun hielt er die Knechte und den schlechteren Teil der Dörfler frei, damit sie ihm nur zuhörten, damit er sich in ihrem Staunen und ihrer Bewunderung sonnen konnte. Sein bißchen Land verkam, der reiche Wladimir Robak kaufte ihm die Felder für ein Butterbrot ab. Das Häuschen vermietete er ihm.

Das ging eine ganze Zeit. Dann fing das mit dem Bein an. Immer, wenn sich ein Umschlag des Wetters ankündigte, spürte er es. Sie hatten doch damals die Kugel herausgeholt, und alles war gut gewesen. Aber nun schwor er darauf, daß die Kugel noch darin saß.

Und von Jahr zu Jahr war es schlimmer geworden. Vielleicht, psia krew, kam es auch von den vielen Nachtlagern auf feuchtem Boden ... wer konnte das wissen? Jedenfalls, er erhielt als Kriegsteilnehmer eine regelmäßige Unterstützung. Gerade so viel, um nicht zu verhungern.

Es war auch höchste Zeit gewesen: sein bißchen Geld war davongerollt. Hier und da half er bei der Ernte, aber er schaffte nicht viel. Sein Bein wollte nicht recht mit. Da bekamen die Dörfler Angst, daß der Lump ihnen am Ende auf dem Halse liegen bleiben könnte. Und er, den sie einst gefeiert hatten, ward nun allmählich für sie Last und Ärgernis. Sie versuchten ihn loszuwerden ... im guten, im bösen, aber er ging nicht. Tückisch und verstockt pochte er darauf, daß er hierher, nach Sarbka, gehörte. Endlich machten sie ihn zum Nachtwächter, da der alte gerade gestorben war. Er erhielt freie Wohnung in seiner jämmerlichen Bude und dazu noch ein paar Groschen.

Mit seinem struppigen Köter hauste er zusammen. Jahre um Jahre schon. Das ältere Geschlecht starb langsam aus. Das jüngere, das heraufkam, kannte nur noch den armseligen, verachteten Nachtwächter, nicht mehr den Helden von dazumal.

Sie wußten es alle, daß er es mit dem Dienste nicht genau nahm. In heißen Sommernächten saß er in der Nähe des Schulhauses, das empfindliche Bein umwickelt, den Fuß im Felle des Hundes. Der Hund konnte, wie sein Herr, ohne weitere Vorbereitung an jedem Flecke schlafen. Und in der käl-

teren Jahreszeit, besonders im Winter, begnügte sich Napiralla damit, einmal die Runde zu machen. Darauf zog er sich in seine Stube zurück und pfiff beim Stundenschlag durchs Fenster.

Er wußte ganz gut, daß sie ihn doch nicht absetzten. Denn ein neuer Wächter wäre zweifellos teurer gekommen, und ihn, den alten, hätten sie außerdem auf der Tasche behalten. So drückten sie die Augen zu und schimpften nur unter sich.

Das aber war dem grauegewordenen Napiralla gerade recht. Manchmal kam eine Wut über ihn, daß ihm alles vor den Augen tanzte. Immer dann, wenn das Reißen im Beine unerträglich ward. Dann hätte er die ganze Sippschaft mit Fußtritten bedenken mögen, wie seinen Köter. Dann hatte er das dumpfe Gefühl, daß sein Leben verludert war und daß die Dörfler daran schuld hatten. Er war doch 'mal ein großartiger Kerl gewesen ... der Erste und Oberste in ganz Sarbka, um den sich alle gerissen hatten! Ein letztes Restchen des sieghaften Rausches von dazumal kam noch in der wirren Erinnerung über ihn.

Aber später hatte die Bande getan, als sei das alles nicht gewesen! Hatte ihn ausgeplündert, sich von ihm abgewandt, sich seiner geschämt, ihn verachtet! Und in dieses zugige Loch hatten sie ihn gesteckt ... mit dem Spieß und dem Köter ... hatten ihm die paar Groschen hingeschmissen: Verdien dir dein Fressen, bewach uns, wenn wir schlafen! Der reinste Hund war er für sie — er, dem sie nicht genug hatten lauschen und schmeicheln können! Der Hofhund fürs Dorf, psia krew!

Das Gefühl eines furchtbaren Unrechts, das man ihm angetan hätte, stieg ihm oft bis zum Halse. Ließ ihm sein Bein Ruhe, dann war es ja besser, wenn er auch aus alter Gewohnheit leise vor sich hin schimpfte und ächzte.

Und in diesen Wochen war es so gut wie seit Jahren nicht. Ordentlich vergnügt wurde man noch als alter Kerl. Das machte die Hitze. Die gesegnete Hitze und die Trockenheit!

Er hatte sich das Bein gerade fertig gebunden und wollte nach draußen schlurfen, als die Gasse lebendig ward und es näher kam.

Der Köter ward wild und schlug an. Da draußen ... das war doch sein Name, den sie riefen! Was wollten die von ihm? Was kamen die jetzt hierher?

Da donnerten die ersten schon an die Tür. Und ein paar klopften an das Fenster, als wollten sie die Scheibe zerschlagen: „Heda! Pan Napiralla ... !"

Er hatte erst böse die Lippen geklemmt. Wie ein zu oft getretener und mißhandelter Hund war er zurückgewichen und hatte geknurrt.

Aber es war da etwas ... er wußte selbst nicht ... ein anderer Ton. Und jetzt klopfte gar der reiche Robak und rief. Wie früher, wie damals. So, als ob er spräche: „Wollen Sie uns nicht die Ehre geben, Pan Napiralla?"

Es fuhr ihm durch alle Glieder.

Und die nächste halbe Stunde, das war ihm wie ein Traum. Er konnte es zuerst nicht verstehen. Er fürchtete, sie wollten sich nur einen frechen Spaß mit ihm machen.

„Ich bin nicht euer Affe!" schrie er sie wütend an. Und wild, wirr, sich überhastend und ächzend begann er in die erregten Menschen hinein zu schimpfen und anzuklagen. Besonders an den „Pferdebauern" wandte er sich. „So 'n zugiges Loch habt ihr mir gegeben ... so 'n zugiges Loch!"

Aber Wladimir Robak schimpfte heute nicht wider. „Wir können's ja ausbessern lassen, Napiralla!" sagte er und faßte ihn am Arm, — „nu laß doch bloß die alte Bude sein! Das wird sich ja alles finden. Komm erst mal mit! Es soll doch jetzt Krieg geben, Mann! Und meiner steht doch in Bromberg!"

Krieg — Krieg — das war lange her, das war überhaupt nicht mehr wahr! Was sie denn eigentlich von ihm wollten, fragte er mißtrauisch.

Bis er langsam, langsam begriff. Sie hatten Angst ... der um den Sohn, der um seine Pferde, der um sich selbst. Ein vierter wegen der Steuern, ein fünfter, weil die anderen eben Angst hatten! Und sie wollten wissen, wie das im Kriege wäre, was sie zu hoffen und zu fürchten hätten, und er, der Napiralla, sollte es ihnen sagen, denn er war doch das letztemal mitgewesen! Bis tief nach Frankreich war er hineingekommen, Schlachten hatte er mitgeschlagen, verwundet war er worden — er konnte ihnen also Bescheid geben.

Wie hilfesuchend drängten sie alle an ihn heran. Jeder hatte Fragen, jeder hing an seinem Munde. Es geschah ganz von selbst, daß er mit einem Male wieder der Mittelpunkt war.

So führten sie ihn nach dem Wirtshaus ... zwan-

zig Kehlen bestellten Bier und Schnaps für ihn, zwanzig Hände griffen nach seinen Armen und versuchten ihn auf die Seite zu ziehne ... jeder wollte ihn neben sich sitzen haben.

„Sachte, sachte! Laßt ihn doch erst mal trinken," mahnte der Schmied. „Es kommt ja noch jeder 'ran."

Aber da war kein Halten. Der Napiralla saß — wie, wußte er selbst kaum — plötzlich mitten in der erregten Gesellschaft. Rechts drängte sich der reiche Robak an ihn heran und steckte ihm ein paar Geldstücke in die Hand: „Es müssen doch nicht alle mit, mein Lieber — wie? Ein paar müssen doch auch im Lande bleiben?"

Und links von ihm packte der Kossäte Birr ihm zwei Zigarren in die Tasche: „Nu möcht' ich bloß wissen, ob sie die Pferde bezahlen."

Wie ein Mühlrad ging es dem Nachtwächter im Kopfe herum. Es schwamm ihm vor den Augen. Er bekam einen Ruck, als wenn die Axt in ihm alles niederschlüge, was in Jahrzehnten gewachsen war, als ob es wieder frei und licht in ihm würde und etwas Leuchtendes sich aus dem Grabe rappelte.

Seine Zunge war noch schwer. Er stammelte. Er mußte nach den Worten suchen. Aber über sein rissiges Gesicht zuckte es ... ein ungewohntes Lachen, das wie ein Grinsen die Mienen verzerrte.

Immer neues Bier ließen sie kommen. Immer gelenker ward seine Zunge. Er erzählte, — wie früher erzählte er! Ein ganzes Leben voll Schuld und Not und Sorge versank; ein verludertes Dasein war gleichsam ausgestrichen; die letzten dreißig Jahre — es

waren ja noch mehr, es waren gut vierunddreißig! — schienen nicht vorhanden. Er war wieder der junge Lukasz Napiralla, der Held, der Erste und Oberste, der Stolz von Sarbka! Der reichste Bauer saß neben ihm und hörte zu und fragte; mit offenen Mäulern horchten die anderen, streckten ihm das Glas hin, wollten mit ihm anstoßen, wollten für ihn bezahlen.

Der alte Rausch überkam ihn, das alte Juchhegefühl. Er wuchs darin, er übertraf sich selber. Jede Frage beantwortete er, ganz gleich wie. So genau konnte man es da nicht nehmen. Zu jeder wußte er eine Geschichte.

Wie sie für die Kanonen, die auf die Höhen mußten, Pferde beigetrieben hatten: einfach den Bauern die Gäule vom Pfluge gespannt oder aus dem Stalle geholt! Da stöhnte der linke Nachbar.

Und wie schrecklich manche Verwundete zu leiden hatten! Der eine hatte mit beiden Händen die Gedärme gehalten, die ihm aus dem Leibe quollen. Es war ein Fahrer in seinem Zuge gewesen, dem hatten sie glatt die Beine weggeschossen. Da stöhnte rechts Wladimir Robak. „Beide Beine?" fragte er voller Grauen.

O, sie konnten gar nicht genug kriegen! Die Köpfe rauchten. Der Wirt hatte Mühe, sie schließlich herauszubringen: „Man will doch auch noch ein paar Stunden schlafen!"

Aber sie begleiteten den Napiralla fast bis an sein Häuschen. Sie hatten gleichsam vergessen, daß er Nachtwächter war. Und morgen sollte er weitererzählen .... Maria Joseph, was war der Krieg für

eine Sache! Man würde nicht schlafen können...

Schlafen konnte auch der alte Napiralla nicht. Fast taumelnd, weniger noch von dem vielen Bier als in dem Überschwang unnennbarer Empfindungen, ging er in seine Bude, pfiff dem Hunde und nahm nach langjähriger Gewohnheit den Spieß.

Das Dorf war still geworden, der Wirt hatte das Licht gelöscht. Hin und wieder klirrte in einem Gehöft das Vieh an den Ketten. Oder ein Hund heulte kurz und verstummte, wie erschöpft von der lastenden Schwüle.

Lukasz Napiralla spürte sie nicht. Wie ein Junger schritt er dahin. Das Bein war gut — hundert Meilen hätte er damit laufen können. Er lief auch — erst noch ein wenig zagend, dann immer rascher und sicherer.

Der struppige Köter hatte einen Augenblick gestutzt: dann schoß er mit einem kurzen Aufbellen voran, kehrte zurück, sprang an dem Herrn in die Höhe und gebärdete sich wie unsinnig, als wäre auch er wieder jung geworden.

Ganz außer Atem blieb der Alte endlich stehen. Bis in die Felder hinein war er gelaufen. Und er schimpfte, knurrte, lachte, er streichelte sein Bein, er wußte rein selber nicht, was er mit sich anfangen sollte.

Aus seiner Brust wollte etwas heraus. Er hob einen Feldstein und schleuderte ihn, soweit er konnte.

Er sprang in die Höhe und riß Laubbüschel von den verdurstenden Bäumen: an der Spitze waren die Blätter braun und zerrieben sich wie Tabak.

Zuletzt fing er zu singen an. Ungefüg, mit knarrender Stimme. Ein Lied, wie er es als Soldat gesungen

hatte. Nur ein paar Zeilen wußte er noch. Wunderlich tönte es in der schwülen Nacht.

Der heilige Joseph war sein Fürsprecher. Der heilige Joseph sandte Glück über Glück.

Daß nun der Krieg kam! So ein Krieg dauerte lange. Monate über Monate. Ein Jahr! Wer weiß, vielleicht zwei Jahre!

Und er sah im Geiste etwas vor sich wie das Schlaraffenland: ganz Sarbka um ihn herum, fragend, lauschend, bewundernd; die Bauern ihm mit Geld und Zigarren die Taschen vollsteckend, nur um etwas zu erfahren; der Ehrenplatz im Wirtshaus alle Abende für ihn!

Man mußte sich zusammennehmen, um nicht überzuschnappen. Es war zu viel auf einmal! Die Hitze konnte ja leider Gottes nicht ewig dauern. Aber sie wollten ihm ja nun endlich die alte Bude ausbessern lassen, daß es nicht mehr so zog. Der Robak selber hatte es ihm versprochen. Dann war auch der Winter nicht mehr so schlimm.

Heiliger Joseph, Dank für die Fürbitte! Eine Kerze, wenn die liebe Sonne so weiterscheint! Zwei, wenn der große Krieg kommt! Aber drei, drei, wenn es so vorwärts geht wie gestern!

Rittersporn, staubbedeckt, blühte am Weg; Raden blähten sich im verkommenden Roggen.

Mit den gichtischen Fingern pflückte der alte Napiralla einen bunten Strauß, band ihn mit Halmen und trug ihn durch die Nacht. Hier war der Weidenbaum, dort stand der heilige Joseph. Auf das Blumenbrettchen davor legte er nieder, was

er zusammengerafft hatte, betete, bekreuzte sich.

Segen der trockenen Hitze, die sein Bein gesund machte!

Segen dem Kriege, der ihn aus der Verachtung erhob und ihm selige Zeiten versprach! —

*

Am nächsten Morgen stach die Sonne, die Mörderin, wie aus giftigen Dünsten heraus. Halb nackt, unerfrischt von schwerem, unruhigem Schlaf, gelähmt von der brütenden Glut saßen die Leute in ihren Häusern.

Nur dem Nachtwächter konnte es nicht zu viel werden. Er bewegte das Bein hin und her — es ging prachtvoll. Kein Reißen und Stechen: das beste Zeichen, daß das schöne Wetter noch anhielt.

Und heute sollte er weitererzählen!

Plötzlich durchzuckte ihn ein Gedanke. Vielleicht war der Krieg schon erklärt. Vielleicht klebte im Kasten am Schulzenamt schon der Mobilmachungsbefehl!

Hastig machte er sich auf den Weg. Aber er sah schon von weitem, daß der Kasten leer war wie gestern und vorgestern. Sonst hätten sich die Leute in ganzen Scharen davor gedrängt.

Auf dem Rückweg hielt ihn der Pferdebauer an. Mitten auf der Straße. Gab ihm die Hand, daß man's aus sieben Häusern sehen konnte, und sprach von diesem und jenem.

Was denn aus dem Kerl geworden sei, fragte er schließlich, demjenigen, dem sie beide Beine zerschmettert hätten. Tot wäre er? Nu ja, ja, das wäre in solchem Falle schon das Beste. Aber wenn er bedenke, daß sein Sohn . . .

„Er steht doch in Bromberg bei den Dragonern,“ sagte er kummervoll.

Und dann bog er sich zu Napiralla hinüber: ob es denn kein Mittel gäbe, den Jungen freizubekommen. Es könne kosten, was es wolle. Wenn ihm ein guter Freund da einen vernünftigen Rat gäbe, würde er sich nicht lumpen lassen.

Der Nachtwächter versprach, es zu überlegen. Heute abend in der Schenke ... vielleicht fiele ihm etwas ein.

„Also gut,“ sagte Wladimir Robak. „Aber komm man sicher!“

„Komm man sicher!“ hatte der Bauer gesagt. Und der Alte schritt heimwärts wie auf Wolken. Aus allen Katen nickte man ihm zu. Leute, die ihm sonst kein Wort gegönnt hatten, grüßten ihn zuerst. Er hatte Mühe, sein Strahlen zu verbergen.

Gegen Mittag zog eine schwere Wolke mit scharf abgesetzten Rändern herauf. Er sah nur flüchtig empor. Die tat nichts: sein Bein blieb ruhig.

Um dieselbe Stunde kam mit dem Briefträger auch die neueste Zeitung ins Dorf. Da war es schwarz auf weiß: es stand schlimm. Wenn kein Wunder geschah, war der Krieg unvermeidlich. Und die deutsche Jugend, schrieb die Zeitung, würde sich zu schlagen wissen wie die Helden von 1870/71.

Zu diesen Helden hatte er, Napiralla, auch gehört. Und plötzlich fiel ihm ein: er mußte ja noch die Denkmünze haben ... die Kriegsdenkmünze!

In einer alten Zigarrenschachtel, unter Garn, Angelschnüren und allerlei kleinem Kramzeug fand er sie auch. Wie einen Schatz wog er sie in der Hand. Er befestigte

sie am Rock, er suchte nach einem Spiegelscherben, um sich darin zu betrachten.

Zum erstenmal sah er, daß sein Rock zerschlissen und fleckig war — sah es jetzt, als das Abzeichen daran hing. He, he — das war eine Geschichte! Was sollten die Bauern von ihm denken! Und er bürstete, rieb, nähte und flickte den ganzen Nachmittag.

Wie ein Kind zur Weihnachtsbescherung zog er abends zur Schenke. Die Kriegsdenkmünze stolz auf der Brust.

Doch unterwegs stand er jäh still.

Was war das? Wie mit scharfer, glühender, ganz feiner Nadel stach es plötzlich durch sein Bein, und als er den Fuß vorsetzte, fühlte er den ziehenden Schmerz, den er so gut kannte.

Es war damit noch erträglich. Es gab sich bald. Vorsichtig schlurfend konnte er weitergehen. Nun wollte das Wetter also wirklich umschlagen? Psia krew, das setzte dann wieder schlechte Zeit für ihn!

Dabei war der Himmel wie sonst. Die schwere Wolke war vorübergezogen; durch leichten Schleier begannen die ersten Sterne zu blitzen.

Im Wirtshaus waren sie schon alle versammelt. Sie machten ihm Platz, tranken ihm zu, hatten neue Furcht und neue Fragen mitgebracht: es war, als hätte die anhaltende Glut sie völlig verstört, so daß sie aus sich selbst heraus nichts mehr entscheiden, keine Kraft und keinen Widerstand mehr aufbringen konnten und willenlos nur auf den einen Punkt starrten. Eine blinde, angstvoll verwirrte, erwartungsbange Masse saß da

auf den Bänken — um Napiralla herum, dessen Worte jeder in sich hineintrank, als könnte dadurch ein dunkles, rätselvolles, nähersausendes Schicksal aufgehalten oder erklärt werden.

Seine Denkmünze wanderte von Hand zu Hand. Mit Ehrfurcht betrachteten sie das runde Ding, das den Reden des Nachtwächters gleichsam ein größeres Gewicht verlieh, und als Wladimir Kobak den Alten in eine Ecke zog und mit ihm tuschelte, fand das niemand mehr verwunderlich. Jeder hatte etwas auf dem Herzen, was er noch heimlich besprechen wollte, und es ward wieder eine lange Sitzung, die zuletzt, unter dem Einfluß von Bier und Schnaps, wild ausartete, als wolle sich die dumpfe Unruhe selbst betäuben.

Selig, vor sich hinsprechend, ein wenig taumelnd ging Napiralla spät nachts auf seine Bude zu. Morgen wollte er mit Wladimir Kobak weiterreden.

Wie ein Fisch am Angelhaken zappelte der reiche Bauer in der Angst um seinen Sohn. Zehn Taler hatte er ihm versprochen, wenn sich etwas machen ließe ... nun, er würde sich das Geld schon verdienen ... so oder so. Dumm war man ja gerade auch nicht!

In seinem Beine zog und riß es jetzt, aber es war, als läge eine Decke über den Schmerzen, daß sie ihm nur mit halber Kraft zum Bewußtsein kämen. Er hatte ein wenig zu rasch und zu viel getrunken ... es war heute überhaupt etwas toll zugegangen. Psia krew, nun wurde es lustig im Dorfe!

Und mit einem Lächeln, das ihm den Mund breit zog, warf er sich, wie er da war, auf sein Lager.

In Schweiß gebadet erwachte er am nächsten Morgen. Der Kopf war ihm dumpf und schmerzte, der Schlund wie verschwollen, ein unerträglicher Durst quälte ihn.

Aber als er aufstehen wollte, sank er stöhnend zurück. Das Bein ... das verfluchte Bein! Reißende Schmerzen begleiteten die leiseste Bewegung.

Da blieb er wie ein Klotz liegen, schimpfte, ächzte, stöhnte, dämmerte für Viertelstunden ein und erwachte, in Schweiß gebadet, von neuem.

Das Dorf war wie ausgestorben. Wie ein Alb lag es auf der Welt. Die Sonne schien nicht. Es war, als könne sie die Schwaden giftiger Dünste, die sich vor sie gelagert hatten, nicht mehr durchdringen. Der Himmel war gleichmäßig weißgrau, wie von geschmolzenem Blei überflutet. Und eine furchtbare, lastende Schwüle, unter der jede Regung erstarb, drückte nieder. Der Lehrer, der nach der Kreisstadt mußte, bat die Bauern vergebens um ein Fuhrwerk. Keiner wollte fahren. Mit benommenem, wie ausgebranntem Schädel saßen sie in ihren Stuben, an deren Wänden die Fliegen haufenweise klebten, als wären auch sie schachmatt und unfähig, wie sonst umherzusurren. So mußte der Lehrer laufen.

In der dritten Nachmittagsstunde zogen von Osten her dunkle schwere Wolkenmassen herauf mit verwaschenem Rande. Sie schoben sich näher und näher; mit schwefelgelber Färbung rückten andere nach. Wie ein gewaltiges Heer, das seine Stirn halb verschleiert, drängte es vorwärts. Kleine Wolkenfahnen flatterten ihm voraus. Riesige Geschütze schienen aus der Ferne

mit dumpfem Rollen heranzufahren. Blauschwarz und drohend türmten sie sich empor, mehr und mehr alles verdunkelnd.

Unheimlich war die Stille auf der Erde. Plötzlich aber sauste, am Boden hinfahrend, ein jäher Windstoß heran. Auf seine wilden Schwingen nahm er die zermahlene Schicht der Straßen und trug den mehligen Staub im Fluge vorwärts. In Wirbeln tanzte er in der Luft, um ebenso jäh zurückzusinken. Wie Meldereiter jagten gleichzeitig leichte gelbliche Wolken gegen die blauschwarzen wulstigen Massen vor.

Und dann brach es los, als wäre der Tag des Schreckens und des Jüngsten Gerichts erschienen. Flammende Ruten peitschten zur Erde hernieder, aus den finsteren Riesengeschützen zuckten die Blitze fast ohne Unterbrechung, ein Knattern und Prasseln begleitete sie und ging den unmittelbar folgenden Schlägen des Donners voraus, große Tropfen fielen in Abständen, Hagelkörner sausten in wilden Schauern hernieder, endlich barsten die Schleusen des Himmels in Flut und Schwall.

Das war kein Regen mehr, der rann und fiel; das war ein Wolkenbruch, ein Strom, der gewaltsam zur Erde schlug. Von dem harten, ausgedörrten Boden prallte er förmlich zurück und spritzte in die Höhe. Bald stand das Wasser fußhoch in Gräben und Vertiefungen. Der verbrannte Grund nahm es nicht auf.

Und immer von neuem droben das Rollen und Donnern, Krachen und Blitzen. Es schien, als wäre ein zweites Gewitter heraufgekommen und als rase in den Wolken nun eine furchtbare Schlacht. Flammenbün-

del schossen nach allen Seiten. Von Osten nach Westen sauste einmal auch wie eine feurige Faust eine leuchtende Kugel und zersprang mit krachendem Getöse. Zuzeiten war der ganze Himmel ein einziges glühendes Meer, durch das blendende Geißelschnüre mit dunkleren Verzweigungen flogen. Unerschöpflich schien die Gewalt des Unwetters; hin und her schien der Kampf zu wogen. Er verlor sich für längere Zeit in der Ferne, aber er kehrte wieder zurück.

Dann setzte der Regen aus. Es murrte und grollte noch gleich dem Stuckern und dumpfen Verrollen abfahrender Geschütze. Hier und da, in immer längeren Pausen, zuckte auch noch ein stärkerer Blitz, dem in größerem Abstande der Donner folgte.

Und nun begann es, ohne die Gewalt von vorhin, von neuem zu regnen. Es floß und rauschte, der Boden trank, es tranken die Bäume und Gräser, Felder und Gärten.

Fast zwei Stunden rann und rieselte es. Gegen Abend ward der Himmel klar, nur versprengte Fahnenwölkchen, wie sie dem Wetter vorangezogen waren, eilten ihm noch nach und schwammen droben.

Da öffneten sich die Türen im Dorfe. Jubelnd stürzten die Kinder heraus und plantschten in den Gräben; die Bauern und Kossäten kamen mit glänzenden Augen hinterdrein; die meisten rissen auch die dumpfen Ställe auf: das Vieh brüllte in die würzige Luft.

Wie von unerträglichem Drucke befreit atmete alles auf. Die Verwirrung der letzten Tage fiel von den Leuten ab. Sie hatten wieder Hoffnung; sie wollten

zusehen, was von der Ernte noch zu retten war; sie riefen sich von Gehöft zu Gehöft den Gruß zu. Am liebsten wären sie gleich in die Felder gegangen, aber das ließ sich morgen besser abschätzen. Sie waren schon glücklich, daß sie wieder Ziele hatten und Arbeit vor sich sahen.

Bald darauf kam auch der Lehrer zurück. Er schritt anders aus als heute morgen. Er lachte vergnügt und schwenkte schon von weitem den Hut. „Ich hab' euch 'was mitgebracht," rief er und ließ ein weißes Blatt flattern. Die Zeitung in der Kreisstadt hatte es soeben ausgegeben: am Nachmittag des 7. Juni 1905.

In der nächsten Viertelstunde flog sein Inhalt von Mund zu Mund, von Gehöft zu Gehöft. Der französische Minister des Äußern war von seinen eigenen Ministerkollegen zum Rücktritt gezwungen worden, Frankreich lenkte ein, die Kriegsgefahr war beseitigt.

Der „Pferdebauer" wollte es selber lesen. Die Tränen kullerten ihm die Backen herunter.

Dann reckte er sich auf und hob die Schultern, als wollte er sagen: Nu los . . . nu wieder an die Arbeit! Und er war mit einem Male wieder stolz und froh, daß sein Junge bei den Dragonern in Bromberg stand.

Der alte Napiralla aber machte sich zu dieser Zeit fürs Wirtshaus zurecht. Den Brummschädel war er so ziemlich los, und die Schmerzen im Bein verbiß er. Er kannte das: sie wurden in der Nacht am schlimmsten. Aber da ließen sie sich, wenn man unter den anderen in der Schenke saß, ertragen. Der Rock war heute, weil er darin geschlafen hatte, zerdrückt: er

bürstete ihn und glättete ihn, so gut es ging, legte die Denkmünze an und humpelte los.

Mit dem Bein war's doch schlechter, als er geglaubt hatte. Er mußte ein paarmal stehen bleiben. Wenn er dem Wladimir Robak heute oder nächstens die zehn Taler aus der Tasche zog, wollte er sich doch wieder Kampferöl zum Einreiben mitbringen.

So kam er zwischen die Häuser. Er wunderte sich, daß er keinen Gruß erhielt wie gestern, aber die Sarbkaer waren zu leicht einmal mundfaul.

Flickschuster Hoffmann saß vor der Tür und rauchte. Er schrie ihm über die Straße weg zu, ob er noch nicht mitkäme. „Nee", antwortete der bloß und drückte mit dem breiten Daumen den Tabak fester. Dazu lachte er hinterhältig: „Unterhalt dich man gut, Napiralla!" Und schlug sich auf die Knie: „Psia krew, er hat wieder seinen Orden an. Das Ding kannste man einpacken, Nachtwächter!"

Komisch! Doch der Flickschuster, das war immer so ein Neidischer. Der gönnte einem nicht die Bohne!

Aber weiß der Kuckuck, da war etwas anders wie gestern! Kaum, daß er seinen Gruß zurückbekam! Die Leute drückten sich ins Haus oder waren mürrisch oder sahen über ihn hinweg, als ob er Luft wäre.

Je weiter er ging, um so deutlicher spürte er das. Eine halbe Angst und Beklemmung überfielen ihn. Er verstand es nicht, doch es legte sich wie eine Last auf ihn.

Gott sei Dank, da drüben war Wladimir Robak. In Hemdsärmeln stand er neben der grünen Glaskugel in seinem Vorgärtchen und band Rosen auf. Er pfiff dabei.

Eilig schob Napiralla auf ihn los. Wie seinen besten Freund begrüßte er ihn. Sie wollten doch heute wegen der Eingabe reden. Es wär' ihm ein guter Gedanke gekommen, der mehr wert sei wie zehn Taler!

Aber der Bauer pfiff ruhig weiter, drehte sich nur halb um und sah etwas herablassend zu dem Nachtwächter hinüber.

Dem wurden die Beine schwach, und er faßte den Zaun wie zur Stütze.

Ob sie die nicht am besten gleich machen wollten, die Eingabe? fragte er unsicher. Eile täte dabei not.

Das Pfeifen brach ab. „Gib dir keine Mühe, Napiralla," sagte der Bauer kurz. „Der Junge bleibt in Bromberg."

Der Schweiß trat dem Alten auf die Stirn.

„Aber der Krieg, Pan Robak," stammelte er beschwörend. „Ich hab' einen gekannt, dem haben sie beide Beine zerschmettert."

Und da kam es, das, was den Nachtwächter zurücktaumeln ließ, als hätte ihm einer einen Stoß vor die Brust gegeben.

„Mit dem Kriege ist's Essig, Nachtwächter. Sie haben da drüben doch keine rechte Traute gehabt! Und mit dem Lumpen ist's nu vorbei, psia krew!"

Es gab keinen Krieg! Es gab keinen Krieg!

Ein kurzes Gurgeln entrang sich dem Munde des Alten. Was er gehofft, gebaut, geträumt hatte, stürzte ein; das Schlaraffenleben versank; vom strahlenden Gipfel ward er mit einem Rucke wieder in die armseligen Tiefen geschleudert.

Doch Wladimir Robak tippte nur gegen die Stirn: „Biste verrückt?“

„Und mein Haus muß gemacht werden. Ihr habt's mir versprochen, daß die zugige Bude ausgebessert wird.“

Der Bauer lachte bloß. Aber es klang ein Groll durch sein Lachen. „Für so einen ist sie lange frisch! Und nu mach Beine und paß besser auf deinen Dienst auf!“

Damit ging er ins Haus und schlug die Tür hinter sich zu.

Alles Blut stieg dem Alten zu Kopfe. Ein rasender, ohnmächtiger Zorn packte ihn. Es war gut, daß er den Zaun gefaßt hatte, sonst wäre er getaumelt und hingeschlagen.

Aus! Aus! Alles aus!

Schwerfällig, ohne nach rechts und links zu blicken, schleppte er sich durchs Dorf weiter zum Wirtshaus. Es war leer. Kein Mensch war da.

Er schlurfte zurück nach seiner Bude. Er setzte sich auf sein Bett und stierte vor sich hin.

Die Nacht kam. Merkwürdig früh ward es still im Dorf. Sie gingen heute alle früh in die Federn, denn morgen wollten sie beim ersten Hahnenschrei in die Felder hinaus.

Wie sonst nahm Napiralla den Spieß und machte die Runde. Alles tot, still. Und hier, in der stillen Nacht, in der großen Einsamkeit und Verlassenheit, kam die ungeheure Enttäuschung erst mit voller Macht über ihn.

„Aber meine zehn Taler wirste mir doch geben!“ schrie er verzweifelt.

Grausam hatte ihn das Schicksal genarrt und betrogen. Die Welt strotzte von Niedertracht und Ungerechtigkeit, und er war ihr Opfer!

Still und traumhaft, mit geschlossenen Läden, lagen die kleinen Häuser im Mondschein. Da drinnen schliefen sie, diese Menschen — nee, das waren ja keine Menschen mehr, das waren Bestien! Und er, er mußte hier 'rumlaufen, mußte sie bewachen!

Schreien hätte er mögen, alles niederschlagen und zerschmettern! Wie einen räudigen Hund stießen sie ihn wieder fort. In Verachtung kehrten sie ihm den Rücken. Es würde nach dieser Herrlichkeit von zwei Tagen so schlimm werden, wie es all die Jahre gewesen war.

Schlimmer noch! Viel schlimmer! Denn er fühlte deutlich, daß sie ihm die Verwirrung und Dumpfheit dieser letzten Tage entgelten lassen würden, als ob e r daran schuld wäre! E r schuld an den falschen Kriegsgerüchten, e r schuld an der lähmenden Hitze, er schuld an ihrer Angst und Erregung, an dem Trinkgelage im Wirtshaus, an ihrem schmerzenden Schädel!

Jedes freundliche Wort, das sie ihm gesagt, jedes Glas Bier, das sie ihm aufgenötigt, jede Minute, die sie mit ihm zusammengesessen hatten, würde er bezahlen müssen! O, er kannte sie!

Und das zugige Loch ließen sie natürlich nicht ausbessern. Er würde im Winter wieder drin hausen müssen, als wenn er ein Stück Vieh wäre! Er mit seinem Bein — mit seinem kranken Bein, in dem es jetzt wie wahnsinnig zog und riß und tobte.

Er ballte die Hände. Er schrie jetzt wirklich — halb aus Schmerz, halb aus Wut.

Wie ein Rasender schüttelte er, irre Worte vor sich hinmurrend, den Spieß gegen das ganze Dorf — besonders gegen den einen, den Pferdebauern, den Schuft, der alles versprach und nichts hielt.

In dem Obstgarten an der Straße flatterte Wäsche. Sie hatten sie abends noch aufgehängt.

Er hörte plötzlich auf zu wimmern. Ein tückischer Zug grub sich in sein Gesicht. Es wurde ordentlich spitz. Nein, er wollte nicht mehr. Er ertrug das nicht. Sie mochten sich einen anderen suchen. Einen anderen, den sie wie einen Hund behandeln konnten und der nichts Besseres gewöhnt war.

Mit einem seltsam starren Ausdruck sah er sich um. Nur die Schatten der Bäume zitterten manchmal im Mondlicht.

Da drängte er sich an einer Stelle, an der die Heckensträucher minder dicht verwachsen waren, in den Obstgarten von Wladimir Robak. Mit dem Spieß schlug er die Klammern herunter: die nasse Wäsche klatschte schwer auf den regenfeuchten Boden. Wie in einem kindischen Zorn- und Rachegefühl trampelte er mit seinen schmutzigen Stiefeln darauf herum. Dann knüpfte er die Leine ab und ging — hinter ihm drein der Köter.

Mit dem spitzen, tückisch-kalten Gesicht ging er an seiner Bude vorbei, denselben Weg, den er in der vorvorigen Nacht auch gelaufen war.

Er grüßte den heiligen Joseph nicht. Ohne daß seine

Miene sich veränderte, nahm er seinen Strauß vom Blumenbrett und schleuderte ihn mitten auf die Straße.

Gleich daneben war die Weide. Eine Silberweide. Sie war im Frühling gekappt worden. Wie Stummeln standen die kurzen Seitenäste empor.

„Kusch dich!" befahl er dem Hunde. Und das alte Tier, das gewohnt war, an jedem Flecke zu schlafen, drehte sich drei-, viermal um sich selber, scharrte aber dann nur winselnd den Boden auf. Von der Straße war das Wasser hierher abgelaufen. Der Grund war zu feucht.

Ein Fußtritt scheuchte den Köter beiseite.

Aber plötzlich lachte der Alte kurz auf. Und mit einer wunderlich verzerrten Geste zog er den Rock aus — den Rock, den er glattgebürstet hatte und an dem die Kriegsdenkmünze hing — und warf ihn mitten in den Dreck. „Kusch dich!" befahl er noch einmal und wies auf das Zeug.

Dankbar wedelte der Hund mit dem Schwanze, drehte sich, ließ sich fallen, versteckte die Schnauze und schloß die Augen. An die zehn Jahre hatte er mit seinem Herrn überall geschlafen — meistens zwar beim Schulhaus. Und wenn es heute hier sein sollte — warum nicht?

Er blinzelte noch ein paarmal und hörte den Alten rumoren. Es dauerte nicht lange. Noch gab es ein Ächzen und bald darauf einen Ruck. Dann waren sie beide still.

Und als ein paar Stunden später die Sonne aufstieg und strahlend über das köstlich erfrischte Land zog, in Millionen Regen- und Tautropfen blitzend,

sah sie den alten Wächterhund, der ins Licht gähnte, um dann die Augen von neuem zu schließen, und über ihm, an der Weide hängend, in Hemdsärmeln den alten Napiralla, das einzige Opfer des deutsch-französischen Krieges von 1905 — des Krieges, der nicht zum Ausbruch gekommen war.

Der Held



Es war keine leichte Sache gewesen, aber sie war mit Glanz zu Ende geführt worden. Herr von Behr auf Prittisch blutete zwar wie ein abgestochenes Schwein, doch den Racker von Zahn war er los.

Er hatte es nicht mehr ausgehalten und nachmittags dem Briefträger die Bestellung an Barbier Schliesche mitgegeben. Und Schliesche hatte sich in den schwarzen Rock geworfen, die Zange eingesteckt und das Eiserne Kreuz angelegt: man war das Herrn von Behr schuldig!

Im stoßweise daherfahrenden Septemberwind hatte ihm das Becken vor seiner Tür nachgeklappert. So war er, das Köpfchen aus der Schieflage alle paar Minuten gerade rückend, losmarschiert, und da er die erhoffte Fahrgelegenheit nicht gefunden hatte, war es bei seinem Eintreffen in Prittisch schon dämmrig gewesen.

Nun war er entlassen. Hatte seinen Taler in der Tasche und im Magen einen Kognak, der sanft nachwärmte. Es war gut, denn man spürte draußen doch schon die Frische der Nacht.

Der Vogt schloß die Hofpforte hinter ihm ab. „Laßt euch nicht vom Jan Hebda kriegen, Bartkratzer," rief er ihm nach. „Das Luder luchst hier wieder 'rum!"

Und dann klapperten die Schlüssel — Schliesche hörte es noch, während er schon vorwärts ging.

Aber nach einigen Augenblicken blieb er stehen. Teufel, es war wirklich spät geworden! Und an den Jan Hebda hatte er auch nicht gedacht!

He, he, das war eine dumme Geschichte. Als ob man im Mittelalter lebte und nicht im neuen deutschen Reich, für dessen Glanz und Größe man seine Knochen zu Markte getragen hatte! Nun wurden sie nicht mal mit solchem Luder fertig. Seit Wochen steckte der Kerl in den Wäldern, stahl, überfiel harmlose Leute, kurz, führte ein richtiges Räuberleben. Alle Gendarme hetzten hinter ihm drein, und keiner bekam ihn. In der Stadt schreckten sie schon die Kinder mit ihm ... Gott, ja, in der Stadt hatte man leicht lachen! Aber wenn man hier nachts vor dem dunklen Walde stand — —

Eine dichte schwarze Masse lag dieser Wald da; wie eine finstere Wand schob er sich in die Dämmerung hinein.

Schliesche faßte unwillkürlich nach dem Taler in seiner Tasche. Vielleicht kam doch noch ein Fuhrwerk, das ihn mitnahm.

Aber als er eine Weile vergebens gelauscht hatte, zuckte er die Achseln und gab sich einen Ruck. Sein Kopf, der für gewöhnlich schief nach rechts hinüberlag, richtete sich gerade, und ohne weiteres Besinnen marschierte er auf den Wald wie auf eine feindliche Schanze los.

Es war ja lächerlich. Er! Schliesche! Der Held von Polajewo! Der einzige, der hier das Eiserne Kreuz hatte!

Wenn man erst im Walde drin war, erschien er auch nicht halb mehr so finster wie aus der Ferne. Und der Jan Hebda konnte doch schließlich nicht überall sein! An drei Orten zugleich wollten ihn die Leute zwar

tagtäglich gesehen haben, aber das war die Angst, die alles ins Riesenhafte vergrößerte, die Angst, die heimlich in einem saß und nur auf den Augenblick wartete, wo sie aufspringen konnte.

Aber Angst hatte er nicht — i, woher denn? Es war ihm doch gleichsam amtlich bescheinigt, daß er ein tapferer, furchtloser Mann war. Und merkwürdig, was so ein kleines Stück Eisen wie das Kreuz hier ausmachte! Es krempelte einen vollständig um ...

Wacholderbüsche wuchsen am Wege und spähten nach dem Wanderer. Schliesche sah sie nicht. In kurzen Pausen lief ein Rauschen droben durch die Wipfel. Schliesche hörte es nicht. Er ging unentwegt vorwärts und mahlte die alten schweren Steine ... etwas, womit er seit vielen Jahren schon nicht zurechtkam, wonach er doch aus guten Gründen keinen fragen konnte und wollte.

Nach dem Kriege hatte es angefangen. Ganz allmählich hatte es sich in seine Gedanken gebohrt. Er hatte doch nun den Orden, er war ein Held. An jedem Sedantag hörte er es im Kriegerverein von neuem. An allen vaterländischen Festen war er mit einem Male eine Hauptperson ... er, um den sich früher kein Mensch gekümmert hatte. Und jeder wollte von ihm persönlich hören, wie die Geschichte damals gewesen war.

Er erzählte auch ... ganz verzweifelt hatten sie um das einzelne Gehöft gekämpft, dreimal waren sie abgeschlagen worden, aber es nützte nichts, sie mußten es haben. Und zum viertenmal Sturm — wie die Affen waren sie an der Mauer hochgeklettert,

keuchend, verschwitzt, doch kaum daß eine Helmspitze sich über dem Rand zeigte, pfiffen auch schon die Kugeln. Ihm zuerst war es gelungen, auf die Mauer zu kommen ... vielleicht weil die Pfeilerkrönung ihn schützte ... und dann 'runter in den Hof. Im nächsten Augenblick sprangen ihm ein Dutzend Kameraden nach, die anderen folgten, noch ein kurzes Handgemenge und wilder Wirrwarr, dann ergaben sich die Feinde.

Wie am Schnürchen konnte er das herunterschnurren. Und hatte doch immer das Gefühl, als wenn er nur einen Traum erzählte, — etwas wunderlich Unwirkliches. Wenn er angestrengt nachsann, so tauchte aus Nebelgewoge eine grell von der Sonne beschienene Landstraße vor ihm auf, dann, undeutlicher schon und verschwimmend, ein Gehöft. Und weiter? Ja, es war Befehl gekommen wie immer, und wie immer hatte er getan, was die anderen taten ... hatte geschossen, war brüllend vorgelaufen, war an der Mauer emporgeklettert. Oben stehen bleiben konnte er nicht, so hatte er sich hinunterplumpsen lassen. Es ging ja gar nicht anders. Und hatte den Dusel gehabt, daß ihn die Kerle nicht trafen.

Er selber wäre auch nie auf den Gedanken gekommen, daß er etwas Besonderes vollbracht hätte. Aber auf die Mannschaft entfiel ein Eisernes Kreuz, und weil er der erste im Hof gewesen war, so bekam e r es.

Seitdem war er nicht mehr er selber. Das Kreuz stellte die Vorstellungen, die er von sich hatte, einfach auf den Kopf.

Bisher war alles höchst klar gewesen. Die Gespie-

len im schlesischen Heimatsdorf hatten es gleich herausgehabt: er, Schliesche, war ein Angsthase, ein Heulmeier . . . einer, der nie mitmachte, wenn Gefahr drohte ... ein Drückeberger und Feigling. Schön — das war mal so, und es mußte auch solche Leute geben. Er konnte nichts dafür, daß ihn oft eine jämmerliche Furcht erfaßte.

Noch bei der Kriegserklärung hatten ihm heimlich alle Glieder geschlottert. Und dann — plötzlich — sollte er ein Held sein, ein Tapferer, ein Schlachterprobter! Ganz Polajewo scholl von seinem Ruhm wider; das Kreuz bestätigte ihn. Der mich trägt, schien es jedem zu sagen, ist zwar ein ruhiger Bürger, aber er kann auch schrecklich sein — schrecklich!

Mit einer zwingenden Macht drang diese allgemeine Anschauung auf ihn ein; sie legte sich wie ein neuer Grund unter seine Füße. Alle hatten sich geirrt — er selber, die Dorfbuben. Es war mit einem Male nicht mehr wahr, was zwanzig Jahre wahr gewesen war! Schliesche war kein Angsthase, Schliesche war ein Held. Er glaubte es heilig selber, wenn er in den Kriegerverein ging, wenn er den Orden anlegte, wenn er beim Zapfenstreich am Abend vor Kaisers Geburtstag hinter der Musik im Zuge marschierte.

Aber manchmal, allein, in Dämmerstunden und auch sonst, ward ihm ganz dumm und duselig. Dann bekam der neue Glaube ein Loch und wollte von ihm abfallen wie ein schlecht angehefteter Orden, und eine innere Stimme redete auf ihn ein, daß ja doch alles nur ein verrückter Zufall gewesen sei.

Er wand sich darunter her und hin, er wußte selber nicht

mehr, wer und was er eigentlich war, ob er seinen heldenhaften oder schwachen Stunden glauben sollte, er verlor sich selbst und den Weg unter seinen Füßen. Seine ganze naive Weltanschauung geriet darüber ins Wanken. Las er nun in den Zeitungen von neuen kriegerischen oder sonstigen Heldentaten, so nahm er es nicht mehr schlicht-gläubig hin wie früher, sondern immer kam hinten herum ein leiser Zweifel, der auch den grünsten Lorbeer benagte: Wer weiß, was eigentlich dahintersteckt! Und da der Zweifel der Anfang aller Philosophie ist, so war Schliesche auf dem besten Wege, ein Philosoph zu werden. Versteht sich, soweit das in einer Barbierstube von Polajewo möglich ist.

Das Schlimmste war: er konnte sich keinem anvertrauen. Denn damit hätte er ja nur sein eigenes Ansehen vernichtet. So schleppte er sich auf eigene Faust alle erreichbaren Bücher heran, die von Kriegen und Siegen, Helden und Heeren handelten, so daß er allmählich ein kunterbuntes geschichtliches Wissen in seinem Gehirnkasten aufstapelte.

Aber was er auch las: immer war da nur ein halber Glaube, immer das heimliche Mißtrauen, das ihm die ganze Welt verrückte. Weiß war nicht weiß, schwarz nicht schwarz, groß nicht groß mehr — steuerlos trieb er hin wie ein vom Strom Entführter, der krampfhaft die Beine ausstreckt und keinen Grund findet.

Einmal hatte er dem ersten Professor vom Gymnasium, der sich öfters bei ihm rasieren ließ, eine Andeutung gemacht. Nur so im allgemeinen ... der Professor hatte gerade die heldenhaften Türken gepriesen, die damals den Griechen das Fell gerbten.

Und er, Schliesche, — während er mit Daumen und Zeigefinger die Nase des Kunden gefaßt hielt und sie vorsichtig nach rechts führte, um an die linke Backe zu kommen, — er hatte gemeint: aus alledem könne man wohl nichts schließen. Der Zufall spiele da doch eine große Rolle. Und überhaupt ... wenn man so in die Seele von Helden blicken könnte, da würde man vielleicht Wunder erleben. Manche würden am Ende aus lauter Angst zu Helden ...

Unter dem scharfen Messer hatte der Lehrer nichts zu erwidern gewagt. Aber nachher legte er los: „Was reden Sie da zusammen, Schliesche! Zufall ist Unsinn! Zufall kann vielleicht einmal vorkommen, aber schon das zweitemal ist es kein Zufall mehr. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Das ist bei ganzen Völkern so wie beim Einzelnen! Ob einer vorher Bange hat, ist gleichgültig. Hauptsache, was im entscheidenden Augenblick als Tat herausspringt. Vielleicht hat Cäsar — Sie wissen schon, der Römer — damals am Rubikon auch gebibbert. Aber er ist 'rübergegangen ... 'rübergegangen, Schliesche! Sie bringen uns sonst ja die ganze Weltgeschichte in Unordnung. Nee, Held ist Held — machen Sie keinen Unsinn."

Er lachte. „Sie müssen das doch von sich selbst wissen. Sie waren ja damals auch der Erste ..."

„Natürlich, natürlich," hatte Schliesche gesagt und war rot geworden.

Aber ganz beruhigt war er nicht. Es kam immer wieder. Und er würde ins Grab sinken, ohne recht zu wissen, wer nun eigentlich recht hatte und was er selber war.

Bequemer hatte es übrigens ein Held nicht. Jetzt zum Beispiel ... als bescheidener und ängstlicher Barbier hätte man in Prittisch um einen Begleiter bitten können. Wenn sie zehnmal gelacht hätten! Aber seit man das Kreuz hatte, ging das einfach nicht. So einer durfte doch keine Angst haben!

Er brummelte vor sich hin und seufzte. Dann hob er den Blick. Ein ganzes Ende mußte er schon marschiert sein. Der Weg begann nun zu sinken — sachte nach der Wolfskute zu ...

Nee ... Angst hatte er gar nicht. Da vorn zum Beispiel — das war doch ein Wacholderstrauch und nichts weiter. Ob er sich auch merkwürdig bewegte.

Das tat der Wind ... der Wind, der sich jetzt droben in die Wipfel warf.

Still! — Ächzte da jemand? Er verlangsamte den Schritt. Aber nein: es war ein Ast, der geknarrt hatte. Wie eine Menschenstimme konnte solch ein Ast manchmal seufzen. Ordentlich schaurig im Dunkeln!

Und plötzlich, als erstarrte sein Blut, blieb er in jähem Schreck stehen. Unweit von ihm scholl ein Bellen ... überlaut, dröhnend, mit Gewalt die Stille zerreißend. Ihm war, als rauschte es in den Büschen, wie wenn da einer heftig durchbräche.

Er zitterte am ganzen Leibe. Was war das? Ein Hund? Wie kam hier ein Hund her? Jetzt mitten im späten Abend ...?

Oder war es das warnende Schmälen einer Ricke, das kurze Schrecken eines Rehbocks gewesen?

Er hielt den keuchenden Atem zurück. Er horchte. Nein, es wiederholte sich nicht. Aber während er so

stand und lauschte, kam das heimliche Leben des nächtlichen Waldes auf ihn zu, das er bisher nicht vernommen hatte.

Links ... rechts ein elektrisches Knistern, als ob Funken durch trockenes Reisig sprängen. Oder auch, als ob etwas leise ... leise näher schliche.

Und jetzt pfiff es ... mit einem unheimlichen, fiependen Pfeifen.

Gott im Himmel, was schlich da? was pfiff da?

Jäh zuckte er zusammen. Lautlos fast, mit ganz weichen Flügelschlägen flog eine Eule über ihn hinweg. Sie mußte wohl in der Nähe bleiben. Denn bald darauf wieder das Fiepen .. ohne Unterbrechung ...

Er zählte mit ... zehn, elf ... zwanzig ... Gedankenlos fast, während er stand und zitterte.

Plötzlich hörte es auf. Ganz still ... nichts mehr. Das war noch furchtbarer.

Und da drüben ... das war doch ein Mensch! Da duckte sich doch einer!

Knackte es nicht, wie wenn jemand einen Revolver spannte?

Jemand? Wer?

Jan Hebda —!

Wie ein Blitz zuckte der Name in ihm auf. Seine Blicke spannten sich bis zum äußersten und bohrten sich in das Dunkel. Dort ... dort lag er ... auf der Lauer ... niedergeduckt ... schußfertig.

Mit einem einzigen Satze war Schliesche hinter einem Baumstamm. In rasender Schnelligkeit rollten sich Bilder vor ihm ab, tauchte alles auf, was e r gehört hatte.

„Laßt Euch nicht vom Jan Hebda kriegen!“ So der Vogt. „Das Luder luchst hier wieder 'rum“ ... der Räuber, der Weiber überfallen, Männer verfolgt hatte, den kein Gendarm bekam ... und da drüben, da drüben ...

Warum schoß er noch nicht? Warum quälte er ihn so lange? Saß er überhaupt noch am alten Fleck?

Und hinter ihm ... klingelte es da nicht im Gebüsch? Kam da das Knistern im Kraut nicht näher ... näher?

Der Räuber wollte ihn beschleichen! Hinten herum beschlich er ihn!

Mit halbem Schrei, die Hände nach vorn gestreckt, fing Schliesche wie gehetzt zu laufen an. Er rannte blind vorwärts. Er raste davon. Er riß sich an Büschen. Er stolperte. Er fiel über Wurzeln. Er raffte sich empor und jagte weiter.

Die Angst ... die Angst, die in seinem Herzen saß, war aufgesprungen.

Das kleine graue Männchen, das sonst kaum mehr zu mucken und zu zucken wagte, — hier, im dunklen Wald, war es in einem einzigen unbewachten Augenblicke frei geworden wie früher ... ein grauer Riese, der ihn an der Kehle hatte, ihn schüttelte und hetzte.

Zweige peitschten in sein Gesicht. Einmal hörte er es über sich wie ein erschrockenes Flattern. Nein — er sah und hörte überhaupt nichts, er raste nur vorwärts, während alle Pulse an ihm klopften, hämmerten, arbeiteten.

Bis der Wald sich lichtete. Bis drüben die ersten Laternen von Polajewo auftauchten.

Erst da mäßigte er den keuchenden Lauf. Das Herz

wollte nicht mehr mit. Alles an ihm flog. Die Beine zitterten. Wie eine nur noch lose am geknickten Stengel haftende Mohnkapsel lag der kleine Kopf ganz schief nach rechts hinüber.

Als müsse er fühlen, ob er auch noch heil und vollständig wäre, tastete er an sich herum.

Es war alles gut ... alles gut! Bloß das Eiserne Kreuz fehlte. Das war wohl von entgegenschlagenden Ästen abgerissen worden. Gleichgültig, wo es lag! Das bekam man wieder.

Nur erst draußen sein ... auf der freien Landstraße vor der Stadt! Gottlob, daß da die Lichter schon schienen, und der Wald sich öffnete!

Langsam kam er wieder zu Atem. Er ging weiter. Der Waldrand schob sich immer näher heran.

Aber mit einem Male ... als ob er sich eben von der Erde erhoben hätte ... stand da einer. Ganz vorn am Waldrand. Mitten im Weg.

Das war kein Strauch. Das war ein Mensch. Ein Kossäte oder Knecht oder sonstwas.

Entsetzt wich Schliesche zurück. Der kalte Schweiß trat ihm auf die Stirn. Hinter ihm der Wald ... der dunkle, fürchterliche. Zurück konnte er nicht. Und vor ihm der Kerl ... der Kerl, der jetzt auf ihn zukam.

„Was wollen Sie?" schrie er heiser vor Angst und umklammerte krampfhaft die Zange in seiner Tasche.

„Gelobt sei Jesus Christus!" grüßte der andere auf polnisch.

„Na wieki wieków, amen!" stammelte Schliesche. Soviel Polnisch verstand er noch.

Und als ob ihn dies retten könne: „Ich bin der

Barbier Schliesche aus Polajewo. Wollen Sie noch nach Prittisch?"

Aber der andere schien die Frage gar nicht zu hören. „Guter Herr," sagte er bettelnd und nahm demütig die Mütze ab ... „wenn Sie vielleicht was zu essen hätten!" Und abgebrochen, schwer nach den deutschen Worten suchend: er hätte solchen Hunger.

Da ließ Schliesche die Zange fahren. Ein Bettler ... so ein Kerl! Hier nachts im Walde! Geheuer war das nicht. Und mit fahriger Hast suchte er ein paar kleine Münzen zusammen, die er außer dem Taler noch bei sich trug.

„Ich bin ja man selber arm, lieber Freund," entschuldigte er sich. Man durfte den Mann um keinen Preis reizen. „Zu essen hab' ich auch nichts bei mir. Aber wenn Sie mit ein paar Pfennigen vorliebnehmen wollen ..."

Doch der andere hob nur die Hand. Er schien gleichsam zusammenzusinken.

„Kein Geld, Herr," sagte er abwehrend. „Ich ... ich kann mir nichts dafür kaufen."

Und kläglich, während er sich rasch und scheu umsah: „Ich bin doch der Jan Hebda!"

Dem Barbier blieb der Schrei halb in der Kehle stecken. Im nächsten Augenblick hatte er sich hinter einem Baumstamm gedeckt und die Zange, zu allem entschlossen, aus der Tasche gerissen.

„Nicht schießen ... nicht schießen!" wimmerte der Räuber. Wie ein geängsteter Hase schlug er einen Haken und duckte sich gleichfalls hinter einen Stamm. „Erbarmen, guter Herr! Tun Sie mir nichts,"

bettelte er immer wieder, „Jesus Maria Joseph!“ Schliesche wischte sich drüben den Schweiß ab.

„Nu nee ... nee,“ stotterte er, noch ganz benommen.

Und der andere fing an zu reden ... wie ein Wasserfall brach es heraus, polnisch natürlich ... und er streckte Gnade flehend die Arme vor, um sie dann doch erschreckt zurückzuziehen.

Bis er sich erinnerte, daß der Herr da wohl nur Deutsch verstand. Da ging er jäh ins Deutsche über, aber das kam langsamer heraus, in Pausen.

Die ganze Leidensgeschichte der letzten Wochen. Damals, als ihn der Gendarm wegen des Diebstahls hatte verhaften wollen, war er aus Angst davongelaufen und hatte sich in den Wäldern versteckt. Tagsüber hatte er im Farnkraut, in Schonungen und Schobern gelegen ... von oben bis unten war er verdreckt. Und wie ein Wolf gehetzt ... oh, oh ... alle waren sie hinter ihm her, als ob er ein Mörder wäre! Und nichts zu essen, außer was er an Feldfrüchten stahl. Da hätte er mal ein Bauernweib angebettelt, das vom Markte kam. Doch weil er so verkommen und dreckig ausgesehen hätte, wäre sie schreiend davongelaufen. Er, in seinem Hunger und seiner Verzweiflung, hinterdrein, ohne sie einzuholen. Und seitdem wäre es ganz schlimm! Wie die Wahnsinnigen liefen die Leute vor ihm. Keiner, der nur still hielte und ihn anhörte. Dreimal hätte er sich schon dem Gericht stellen wollen. Hätte dann doch immer wieder Angst gehabt. Und möchte sich auch so gern vorher noch einmal satt essen.

Brockenweise würgte er das heraus. Schon bei den

letzten Worten kam er hinter seinem Baum hervor und setzte sich, als trügen ihn die Füße nicht mehr. So mochte er auch vorhin im Grase gesessen haben, bis er aus dem Walde Schritte gehört hatte.

Jetzt war er am Ende. Jetzt konnte er nicht mehr.

„Und die Nächte, guter Herr, werden schon so kalt!“

Das Frösteln überlief und schüttelte ihn. Er zog die Knie ganz an sich heran, beugte den Kopf tief und stöhnte.

„Verdammt!“ sagte Schliesche. Er hatte die Zange wieder eingesteckt, wenn er auch für alle Fälle noch Abstand hielt. „Die ganzen Nächte im Walde hier?“

„Ja,“ nickte Jan Hebda.

„Hundeleben, psia krew,“ brummelte der Barbier und maß den großen Räuber mit den Blicken. Nee, der tat ihm nichts. Der arme Kerl war mächtig 'runter!

„Das Beste, lieber Freund, ist wirklich, Sie stellen sich der Polizei.“

Und plötzlich durchzuckte ihn ein großer Gedanke. Wie hatte der Professor gesagt? Was vorher kommt, ist gleichgültig. Hauptsache bleibt, was im entscheidenden Augenblick als Tat aus einem herausspringt.

„Hören Sie, Hebda,“ sagte er, — „mir fällt 'was ein! Gendarme sind ja manchmal kurz angebunden. Morgen oder übermorgen kriegt Sie Wachtmeister Krause oder einer von den anderen doch. Und dann schleppt er Sie durch die ganze Stadt am hellen lichten Tage, und alles, was Beine hat, läuft hinter Ihnen

her. Ist das schön? Nee, ich an Ihrer Stelle möchte das auch nicht.

Nu werd' ich Ihnen was sagen: wenn Sie wollen, verhafte ich Sie. Sie kommen ganz ruhig mit mir mit. Jetzt ist ja keine Menschenseele mehr auf der Straße. Und dann futtern Sie sich erst bei mir mal satt. Ich hab' mir doch 'nen Teller Suppe warmstellen lassen, und Brot und Wurst und Schnaps sind auch da.

Wenn Sie dann erst mal wieder was Ordentliches im Magen haben, klingeln wir Wachtmeister Krause 'raus. Der kann Sie dann nach dem Spritzenhaus bringen, wo Sie doch 'ne Strohschütte und 'ne warme Decke und vor allem ein Dach überm Kopfe haben. Was meinen Sie? Das ist doch vernünftiger, als wenn Sie hier noch 'ne kalte Nacht länger lungern und hungern, und morgen ganz Polajewo zusieht, wie Sie per Schub ins Kittchen gebracht werden."

Jan Hebda stöhnte auch jetzt. Ja, ja . . aber er hatte solche Angst.

„Ich bin doch der Barbier Schliesche," sagte der andere noch einmal wie beruhigend.

Da ergab sich Jan Hebda und zottelte mit. Wie ein geprügelter Hund stolperte er scheu und unsicher neben dem Bartkratzer her.

Als sie in die Stadt kamen, kroch er förmlich in sich zusammen. Aber die Straßen waren wirklich tot und still. Niemand behelligte sie.

Zu Hause gab Schliesche dem verhungerten Kerl seine Suppe. Der schlang gierig, ohne aufzublicken. Es dauerte lange, ehe er gesättigt war. Dann noch einen

Schnaps, und für alle Fälle einen Kanten Brot mit einem Stück Schlackwurst für die Nacht. Und nun war es Zeit.

Aber es war doch gut, daß Wachtmeister Krause in der Nähe wohnte. Als Schliesche die Klingel zog, machte Jan Hebda schon einen Ansatz zum Ausreißen.

„Nu, nu,“ sagte der Barbier beruhigend — „er wird Sie nicht fressen.“

Da blieb Jan Hebda ergeben und zitternd stehen.

Der Wachtmeister hatte schon geschlafen. Er steckte seinen Kopf durchs Fenster und fand sich nicht gleich zurecht. Aber als er den Namen hörte, ward er munter, als wär' ihm eiskaltes Wasser über den Kopf gegossen.

„Wie? Was? Wen bringen Sie da? Jan Hebda?“

Im Nu war er angezogen und draußen — den Revolver in der Hand.

„Ja,“ meinte Schliesche, „ich war doch in Prittisch, und weil er mir im Walde gerade über den Weg lief —“

„Donnerwetter, Mensch!“ sagte der Wachtmeister bewundernd. „Sie sind ja ein Deubelskerl! Haben doll viel Murr! Na ja — —“

Er dachte an das Eiserne Kreuz; umsonst bekam man das natürlich nicht.

„Und nu los, Jungchen!“ —

Am nächsten Morgen durcheilte das Gerücht von Schliesches neuer Heldentat und der Gefangennahme des gefährlichen Räubers wie ein Lauffeuer die Stadt.

Der Laden wurde förmlich gestürmt. Selbst der Landrat blieb einen Augenblick davor stehen, als er um elf Uhr aufs Amt ging.

„Habe schon Bericht erhalten, Schliesche,“ sagte er wohlwollend. „Haben Sie ja ganz ausgezeichnet gemacht! Das soll Ihnen nicht vergessen werden.“

Und während ein leichtes Wölkchen über seine Stirn schattete: „Man sieht, ein einzelner mutiger Mann bringt mehr zuwege als fünf andere.“

Es muß dahingestellt bleiben, ob er dabei an seine Gendarme dachte; Schliesche fragte nicht, sondern machte nur eine tiefe Verbeugung.

Doch als er allein im Laden war, stellte er sich vor den Rasierspiegel und sah sich lange an.

Einmal, hatte der Professor gesagt, könnte ein Zufall ja wohl spielen; das zweite Mal sei es schon kein Zufall mehr.

Damals, vor vielen Jahren, war er als erster in das Gehöft gedrungen und hatte das Eiserne Kreuz gekriegt.

Gestern hatte er den gefürchteten Räuber Jan Hebda gefangen.

Nein — es gab keinen Zweifel mehr. Die Tatsachen selbst schlugen jeden Zweifel zu Boden.

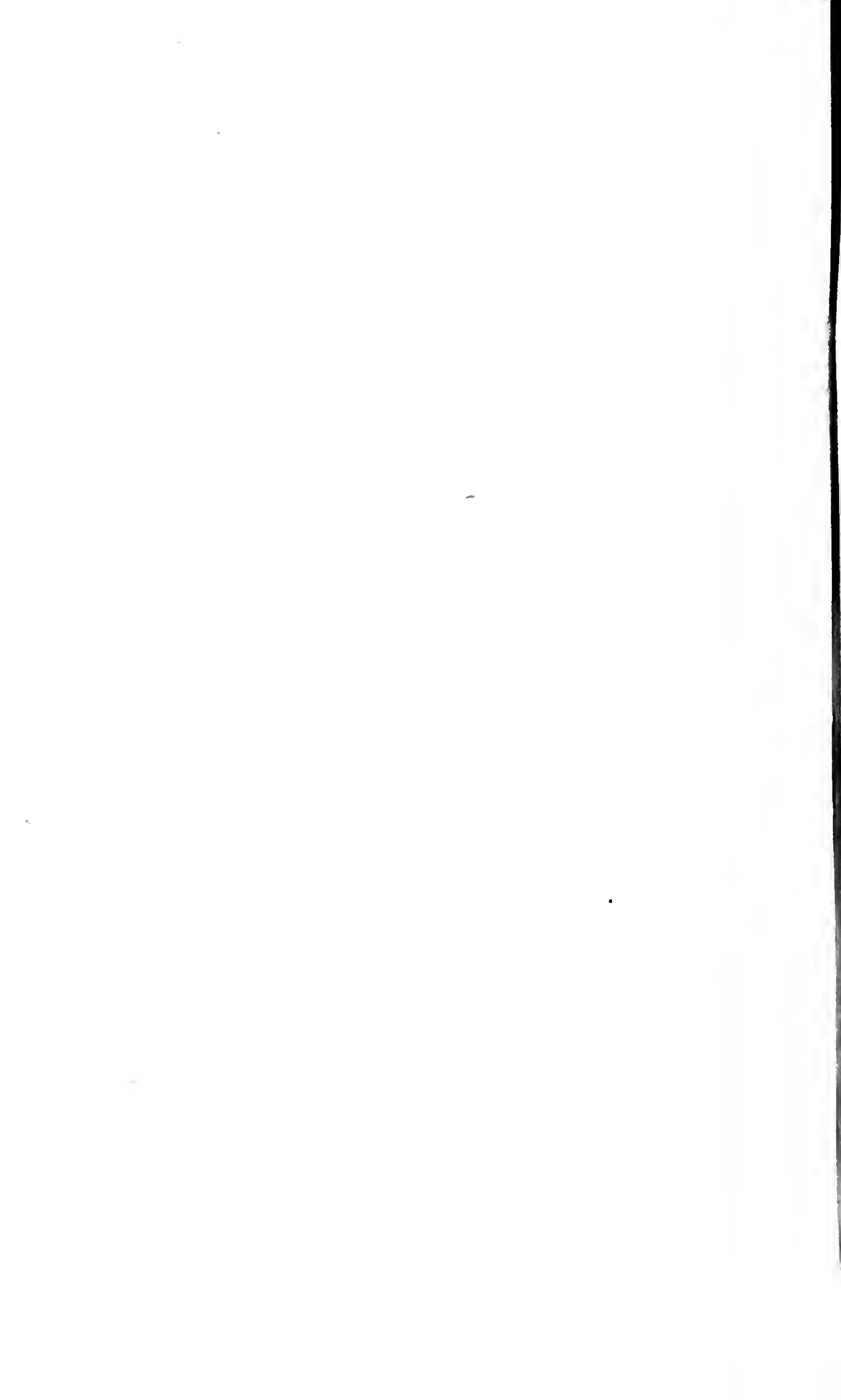
Mit einem letzten Ruck setzte sich das schief geneigte Köpfchen kerzengerade. Er begriff sein Mißtrauen selbst nicht mehr. Er fühlte, wie es vor dem hellen, schlichten Glauben, der ihn erfüllte, für immer zerstob.

Die Welt war wieder einfach. Weiß war weiß. Schwarz war schwarz.

Und Held war Held.

Da lächelte Schliesche, und der im Spiegel lächelte auch, hob militärisch drei Finger zur Stirn und erwies ihm die Ehrenbezeugung ...

Der Überfall von Glinki



Dies ist die Geschichte des „Einaugs" Michu Nasdrowski, der in seinem dreiundsiebzigsten Jahre aus dem Dämmerfrieden seines Daseins gerissen ward und in der Nacht vom 2. zum 3. August 1914 einen jähen und gewaltsamen Tod fand.

Es war kaum mehr zu zählen, wie lange er schon in Glinki lebte. Den Leuten schien es, als wäre er immer dagewesen. Als junger Kerl war er hier aufgetaucht, vor mehr als einem halben Jahrhundert, — und schon wegen des fehlenden Auges hatte sich jeder nach ihm umgedreht. Aber keiner hatte ihn gefragt, woher er käme. Denn das Fragen war dazumal — Anno 1863, nach dem großen polnischen Aufstand — fast ebenso gefährlich wie das Antworten. Und jeder ahnte sowieso, daß der kräftige Bursche vor kurzem wohl noch das rote Hemd der Kossyniere getragen hatte — der Sensenmänner, die in den Wäldern gesteckt und den Russen das Leben sauer genug gemacht hatten. In einem der damaligen Kämpfe mochte er auch sein linkes Auge eingebüßt haben. Aber wie gesagt, man tat, als höre und sehe man nichts. Es ging keinen etwas an. Vielleicht gelang es dem Einaug, sich hier im abgelegenen Winkel still zu ducken und den Weg zu vermeiden, den zu dieser Zeit Zehntausende guter Polen wandern mußten: den grauen, ewig langen Etappenweg nach Sibirien ...

Es gelang ihm wirklich. Ganz in der Nähe sperrten die Kosaken die Grenze ab, daß keine Maus ungesehen ins heilige Rußland hinüberwechseln konnte, aber we-

nige Kilometer in ihrem Rücken blieb er unangefochten. Er hatte zwei Jahre später geheiratet, war durch die Frau in den Besitz der windschiefen Baracke gelangt, in der er noch immer wohnte, und hatte zwischen Wiegen und Särgen gepflügt, gesät, geerntet wie alle andern. Jahr für Jahr war das gegangen, bald besser, bald schlechter, und mit jedem war der Staub dichter auf seine Erinnerungen gefallen. Ein ganzes langes Leben hatte sich darüber gelegt: es war gut, daß der alte Michu sowieso niemals zurückdachte. Denn er hätte nicht mehr begriffen, was er in seiner frechen Jugend eigentlich gewollt und gewagt hatte. Wahrlich: wenn der Mensch sein Bett und sein Futter hatte, sollte er zufrieden sein!

Dank allen Heiligen — er hatte beides! Sein Bett, in das er sich jeden Abend einwickeln konnte; sein Essen, das ihm rechtmäßig zustand. Er hatte es für alle Fälle schriftlich gemacht; in Szczuczyn war es eingetragen worden, als er seinem Sohne die Wirtschaft übergeben hatte. Wie gut das war, sollte sich bald zeigen. Denn die Schwiegertochter hatte sich rasch als ein kleiner Satan entpuppt. Man konnte es dem Sohn gewiß nicht verargen, wenn er in jedem Frühjahr so bald als möglich auf Erntearbeiten nach Deutschland zog. So war er, der Alte, immer viele Monate lang mit der Schwiegertochter allein. Nicht eine Kopeke gönnte sie ihm. Hätte er nicht auf den Vertrag pochen können, so hätte sie ihn sicher verhungern lassen. Nun jedoch mußte sie ihm täglich den Napf Essen schön vor das Maul setzen, und wenn sie es mit Ärger und Unlust tat, so hatte er noch seine tückische

Freude obendrein. Im Dezember aber, wenn die Schweine geschlachtet wurden, bekam er zwei Speckseiten. Das war kontraktlich, da ließ er nicht locker. So brauchte er sein Brot nicht trocken hinunterzuwürgen.

In einem schmierigen Leinenbeutel hatte er die Speckseiten geborgen. Er ging so sparsam damit um, daß sie etwa gerade ein Jahr reichten. Und eifersüchtig wachte er darüber, daß die Pani Pellascha, die Schwiegertochter, sich nicht daran vergriff. Er konnte einen Knoten schlingen, den ihm niemand nachmachte. Auf diese Weise war er ziemlich sicher. Alles in allem dämmerte er seinen Abend in Glinki also ganz friedlich hin, wollte es nicht besser haben und sagte zu den Leuten, die ihn Großvater nannten: „Wer zufrieden ist, dem verlängern die lieben Heiligen das Leben. Mancher muß mit fünfundzwanzig Jahren sterben. Ich jedoch, psia krew, werde neunzig werden. Gelobt sei Jesus Christus!“

Ob sie wollten oder nicht — darauf mußten sie alle „Na wieki wieków, amen!“ antworten. Selbst die Schwiegertochter, obgleich sie grün und gelb darüber ward. Ja, wenn sie es hören konnte, so machte es dem Alten ein diebisches Vergnügen, bis auf fünfundneunzig hinaufzugehen.

Aber es ist ihm, wie gesagt, nicht gelungen, eine der Grenzen, die er sich selber gesteckt hatte, zu erreichen.

*

Das war (nach westeuropäischer Rechnung) in den letzten Julitagen: da saß er bei schon langsam sinken-

der Sonne wie gewöhnlich neben dem Reisigstapel an seinem Zaun. Und wie er so mit dem einen Auge über die Felder blinzelte, über die goldenen Felder des reichen Bauern Mialla, da erblickte er etwas Merkwürdiges.

Ziemlich tief im Westen drüben lag in dem hellen Abendhimmel eine blauschwarze Wolke. Seltsam zerklüftet, in wunderlichen Einkerbungen, die sich ganz langsam zu ändern schienen, hing sie überm Walde — wie ein flaches Schiff oder eine vorstoßende Landzunge anzusehen. Und mit einem Male fing sie an den Rändern und in allen Einbuchtungen rot zu brennen an, als wütete eine Feuersbrunst hinter ihr.

Großvater Michu kniff das Auge zusammen, daß sich die hundert Falten und Fältchen in den Winkeln zu verdoppeln schienen.

Wohl, wohl ... so ein Dummkopf war er nicht ... er sagte sich natürlich, daß es die rote Abendsonne war, von der die Wolke so merkwürdig angestrahlt wurde — die Abendsonne, die jenseits der Grenze schlafen ging. Aber es blieb doch unheimlich und erregend, wie da die düstere Glut um den dunklen Kern wuchs.

Und schon hatten es auch andere Leute im Dorfe gesehen. Aus allen Häusern strömten sie. Auf der staubigen Straße standen sie zusammen und starrten nach oben. Und siehe: die unheimliche Wolke veränderte langsam ihre Formen. Die einen fanden sie einem großen Weichselkahn ähnlich, dessen Holzladung brenne. Die zweiten schworen auf eine Riesenschlange, die sich in feuriger Lohe krümme. Die dritten deuteten aufgeregt nach vorn, wo sich jetzt etwas wie ein Wolfs-

kopf mit aufgesperrtem Rachen zeigte. Alle aber befiel heimlich eine abergläubische Furcht.

Da kam hinter dem hochgepackten, von triefenden Säulen gezogenen Erntewagen der Bauer Mialla daher, ein großer Mensch mit scharfem, bartlosem Gesicht. „Heda, Nachbar," rief ihn der Schmied an und wies nach oben, „Ihr riecht ja alles. Böse Zeiten kommen ... Feuer oder Hungersnot oder Cholera, was davon wird es geben?"

Der Mialla hatte die Sense geschultert. Er blieb stehen. Sein Gesicht mit den schmalen, aufeinander gepreßten Lippen sah fast höhnisch aus.

„Ich meine," sagte er dann, „Ihr sollt die Ernte einbringen. Es weiß keiner, wie lange er noch Zeit hat." Und jäh den Kopf zurückwerfend: „Warum treib' ich so? Warum schind' ich meine Pferde? Aus Spaß?" Er blickte von einem zum andern. „Das sind zwei Wochen her ... da haben sie den Staschu, den meinigen, gerufen. Vor der Ernte! Wozu? Zum Manöver ... zur Übung ... was weiß ich! Und vielleicht, Schmied, holen sie mir morgen meine Pferde. Auch zur Übung ... zum Manöver. Ich aber denke mir in meinem Kopf, das Manöver, psia krew, wird blutig werden."

Er lachte kurz auf und schritt davon. —

Verdutzt, als könnten seine Gedanken nicht so schnell arbeiten, sah der Schmied hinter ihm her. Und ehe er sich noch gefaßt hatte, flog es um ihn herum schon von Mund zu Mund — das eine Wort, das er sich nicht auszusprechen getraute. Niemand wußte, wer es zuerst gesagt hatte. Irgendwoher war es gekommen,

als hätte es in der Luft gelegen, als hätte es in der drückenden Schwüle dieser letzten Tage heimlich darauf gewartet, daß Lippen es formten und weitergaben: Krieg — Krieg!

Es sollte Krieg geben! Krieg drüben mit den Deutschen! Sie wußten es mit einem Male alle; sie zweifelten keinen Augenblick. Und sie hier an der Grenze — eingeklemmt zwischen zwei furchtbaren Riesenhämmern, die sich gegeneinander vorschoben und in Bewegung setzten, die nur darauf warteten, loszuschlagen und zu zermalmen, was zwischen ihnen war!

Unwillkürlich duckten sich die Nacken, als drückte das nahende Schicksal sie nieder. Ein Stöhnen flog auf; Fragen flüsterten; Lippen murmelten Beschwörungen; ein Fluch drang gepreßt hindurch.

Aber plötzlich in die anschwellende Erregung hinein ein Schrei ... der Schrei einer gellen Weiberstimme ... noch einer ... Dann ein Gewirr von Rufen: „Die Wolke! Maria Joseph, die Wolke!“

Sie hatte sich wieder verändert. Und nun gab es kein Rätseln mehr: das waren brennende Häuser, die dort oben glühten, und daneben in zerrissenen Zacken und Formen ein sich bäumendes Pferd, eine drohende, zum Schlage erhobene Riesenfaust, eine zerfetzte Fahne und zuletzt, in dunklem Blau vorstoßend, zwei scharfe Streifen wie die Rohre mächtiger Geschütze ...

Krieg! Krieg! Krieg!

Der alte Michu Nasdrowski fing in der allgemeinen Erregung zu zittern an. Er sah seltsam gespannt nach dem wirren Dunstgebilde, das immer neue Gestalten des Schreckens gebar. Wie ein verrostetes Uhrwerk

begann seine Phantasie zu arbeiten. Etwas Verschüttetes drängte qualvoll nach oben; lautlos bewegte er die Lippen.

Vor mehr als fünfzig Jahren ... da war er auch im Krieg gewesen. Im Krieg gegen die Moskowiter. Polen sollte seine Knechtschaft abwerfen —

Es war lange her. Wie er auch suchte, er brachte es nicht mehr zusammen. Nur daß sie viel in den Wäldern gewesen waren und Sensen gehabt hatten. Einen Sieg hatten sie auch erfochten. Aber einmal ... da waren die Russen auf ihren kleinen Pferden da, ehe sie den Wald erreichen konnten. Viele hatten sie getötet. Ihm jedoch, der betäubt und blutig dagelegen hatte, ihm hatte einer im Vorüberreiten aus Spaß die Lanzenspitze ins Auge gestoßen ...

Ein alter Haß und Zorn wollten in ihm aufsteigen. Aber sie konnten die schwere Sandschicht von mehr als fünfzig Jahren nicht durchbrechen, obwohl er bis zum Dunkelwerden saß und wartete. Ihm war immer, als müßte sich aus dichten Nebeln ein Gesicht losringen, das er in der schrecklichsten Minute seines Lebens aufgenommen hatte ... damals, als das Blut aus seinem zerstörten Auge brach. Viele Jahre lang hatte er dieses Gesicht beim Einschlafen und Aufwachen vor sich gehabt; sein Haß hatte es umraucht, seine Flüche hatten es geschlagen. Doch dann war es sachte verschwommen und in die Tiefen gesunken — es konnte nicht mehr hoch. Nein, nein — das alles waren dumme Geschichten, von denen man nur müde ward. Am besten, man kroch in sein Bett ...

Im Dorfe jedoch wollte es noch immer nicht ganz

ruhig werden. Hinter verhängten Fenstern glomm noch hier und da Licht; hinter den Häusern und an den Ställen waren leise Geräusche. Manchmal klirrte es, wie wenn ein Spaten auf Scherben stieße.

Oh, er verstand! Sie vergruben ihr bißchen Geld und was sie sonst an Schätzen besaßen! Sie hatten Angst ... Angst vor den Soldaten! He he, da war die Armut doch auch zu etwas gut! Wer nichts hat, dem kann man nichts nehmen!

Aber das schadenfrohe Lachen blieb ihm in der Kehle stecken. Er dachte an die Speckseite, von der er noch bis zum Dezember essen sollte. An die Speckseite, die ausbedungen war, die er vor der Schwiegertochter wie ein Luchs bewachte!

Die Vorstellung, daß man sie ihm stehlen könnte, machte ihn fassungslos. Er stöhnte vor sich hin, als wäre sie schon jetzt in äußerster Gefahr. Und mit der kindischen Beharrlichkeit des Alters hielt er den Gedanken fest. Die Speckseite gewann, seit die Möglichkeit des Verlustes drohend vor ihm stand, von Minute zu Minute an Wert. Sie war sein kostbarster Besitz. Sie allein schützte ihn vor Hunger und Not. Sie durfte nicht verloren gehen. Und in irrer Angst schlurrte er durch Haus und Stall, um ein sicheres Versteck dafür zu finden. Er brachte sie hierhin und dorthin, aber noch immer schien sie ihm nicht gut genug verborgen. Endlich steckte er sie samt dem Leinenbeutel in das untere Ofenloch und schaufelte vorsichtig mit den Händen die vorjährige Asche darüber.

Erst da war er beruhigt. Wohlig schnaufend wickelte er sich mit sorgsamer Umständlichkeit in sein Bett ein

— in dieses Bett, das neben dem bißchen Futter das Letzte und Beste war, was ein alter Mensch hier auf Erden hatte.

*

Am nächsten Tage war es in Glinki still und nicht anders wie sonst. Gegen Abend jedoch kam ein altes Weib aus Kamielsk, das im Kruge zu tun hatte, und erzählte, überall an der Grenze steckten die Kosaken ihre Wachthäuser in Brand.

In der Nacht konnte man den Schein sehen. Das Grenzwachthaus, das zwischen Glinki und Sokollen lag, stand in Flammen.

Wieder blieb es dann ruhig. Die Leute arbeiteten auf den Feldern. Aber es war ringsum doch wie ein heimliches Fieber. Alle paar Minuten suchten die Augen nach Westen und Osten die Straßen ab. Kam da nichts?

Nichts . . . nur die Sonne, die immer heißer glühte.

So wurde es Sonntag. Sonntag der 20. Juli, oder, wie sie drüben in Deutschland schrieben, der 2. August. Fast niemand, der sich auf den Weg zur Kirche machte. Jeder wollte in seinem Hause bleiben, wenn etwas geschah. Eine schreckliche Erwartung, die schlimmer war als alles andere, hatte die Leute von Glinki erfaßt. Mit fahrigen Bewegungen schütteten sie dem Vieh das Futter vor. Und immer horchten sie auf die Straße. Vielleicht blieben sie doch verschont. Es war ja nur ein Landweg, der von hier zur Grenze führte. Die großen Straßen gingen von Kolno nach Johannisburg und von Szczuczyn nach Drygallen. Von jeder war Glinki ungefähr zwei Meilen entfernt.

Da stürzte gegen sieben Uhr abends der jüngste Sohn des Krugwirts quer über die Wiesen. Er streckte schon von weitem beide Hände hoch, und nun wußten sie, daß sie kamen. Ob es Russen oder Deutsche waren, danach fragten sie kaum.

Aber es waren Russen. Eine Viertelstunde später ritten sie ein. Voran ein riesiger Kerl auf kleinem Pferde; hinter ihm sechs, sieben andere. Der vorderste verhielt nach den ersten paar Häusern seinen Gaul und rief etwas. Da schwenkte einer der folgenden Reiter dicht an ein Gehöft heran und schlug mit der Lanze gegen die Tür. Als der Kossäte zitternd öffnete und heraustrat, fragte ihn der Reiter in gebrochenem Polnisch, ob die „Prussaki“, die Preußen, schon hier gewesen wären. Nein? Ob man wisse, wo sie stünden. Aber der Kossäte beteuerte, daß niemand im Dorfe sie gesehen habe.

Da ritten sie im Schritt weiter und verschwanden nach der Grenze zu. Nur einer wendete sein Pferd und jagte zurück.

Das Vieh im Stall brüllte. Es verlangte nach der abendlichen Fütterung. Aber keiner kehrte sich daran. Bang und atemlos hockten die Leute von Glinki in den heißen Stuben.

Auch Michu Einaug hatte sich nicht vor die Tür getraut. Durch das kleine halbblinde Fenster hatte er auf die Soldaten gestarrt — mit einer furchtsamen Neugier. Er kannte sie ja von der Grenze her, wo sie sich faul räkelten. Aber es war diesmal etwas anderes. Er blickte noch immer nach draußen, als längst kein Pferdeschwanz mehr zu sehen war. Wie eine dumpfe,

quälende Erinnerung, die nicht klar werden konnte, hatte es ihn wieder gepackt. Als ob ein Pflug in ihm wühlte und tiefe Erdschichten durchfurchte.

So mochte eine Stunde vergangen sein, als von draußen plötzlich ein schütterndes Geklirr und Gestampfe dröhnte. Es kam näher und näher; Pferde wieherten und Stimmen riefen; eine mächtige Staubwolke wälzte sich heran, und in ihr, wie in Nebelschleiern reitend, Soldaten über Soldaten ... ein ganzer Wald von Lanzen.

Der Zug wollte nicht enden. Dem alten Michu schien es, als wären es stets dieselben, die schon einmal vorbeigekommen wären. Und plötzlich sprang von Beritt zu Beritt ein immer wiederholter Befehl, und in einem klirrenden, sich nach hinten fortpflanzenden Ruck hielt die ganze Masse.

Es waren Grenzkosaken ... Vorhuttruppen ... etwa zwei Sotnien. Gleichmütig musterten die Soldaten die dürftigen Häuser des Dorfes. Ihre kleinen struppigen Pferde reckten die Hälse nach dem halb versengten Laub der Bäume.

Immer dichter hatte der „Großvater“ das Gesicht an die Scheiben gepreßt. Er sah nichts anderes als die Soldaten da ... die endlose Reihe. Er starrte wie gebannt auf die kleinen Pferde, und als sich eines lungernd umdrehte, die mit Bändern durchflochtenen Mähnenzöpfchen schüttelte und den Kopf hochwarf, da brach ein halb unterdrückter Aufschrei aus seinem Munde. Sein Auge schien vorzuquellen, seine Stirn schien die Scheibe zerbrechen zu wollen.

Oh, er kannte sie wieder! Es arbeitete sich etwas mit

Gewalt in ihm hoch; das sprengte die Sandschicht von über fünfzig Jahren; das rüttelte und schüttelte ihn; das verzerrte in jäher Erregung seine Mienen.

Auf diesen Pferden ... diesen kleinen struppigen Pferden mit den geflochtenen Mähnen waren sie auch damals geritten. Er jedoch mit all den anderen Rothemden hatte die gerade geschmiedete Sense geschwungen — nicht gegen die Reiter, nein, quer über die Augen, Nüstern, Mäuler der Tiere. So hatten die Führer es befohlen. Und wie wahnsinnig waren die Pferde vor den funkelnden Geierschnäbeln zurückgewichen: von Blut geblendet, vom Schmerz bis zur Raserei gepeinigt, hatten sie sich mit zerfetzten Mäulern emporgebäumt und waren, den Reitern nicht mehr gehorchend, zurückgerast.

Das waren sie ... die Pferde! Das die Feinde! Die Feinde, die Polen geknechtet, die Feinde, die ihn wie ein wildes Tier gejagt, die Feinde, die ihm das Auge genommen hatten!

Alt, alt war er geworden; er hätte heute die Sense nicht lange mehr schwingen können. Sie aber waren jung geblieben wie damals und noch immer zahllos wie Sand am Meer!

In einer Grimasse der Wut ballte er die Faust — das war nicht mehr der alte Michu Nasdrowski, der das tat, das war einer, der ewig verschüttet gelegen hatte, der jetzt aus tiefem, tiefem Schlafe emporfuhr, der hundert Erinnerungen mit heraufbrachte.

Wie aus Moderdecken rauschte das Vergangene ans Licht. Namen waren da, die ein halbes Jahrhundert geschlummert hatten. Cechowski ... unter ihm hatten

sie gekämpft. Konin ... da hatten sie die Moskowiter geschlagen. Im Wald hatten sie gesungen. Als ob es fernher durch die Luft zöge in Hohn und Triumph über die Häupter der Kosakensotnien fort, kam das „Jeszcze Polska“ wieder auf ihn zu — er wußte es mit einem Male wieder auswendig, das alte Lied.

Er murmelte es. Er sang mit halblauter ungefüger schwankender Greisenstimme den Kehrreim:

„Marsz marsz, Dąbrowski
Z ziemi włoskiej do Polski
Za twoim przewodem
Złączem się z narodem!“ —

Mit aller Macht versuchte die Schwiegertochter ihn vom Fenster fortzureißen. Ob er verrückt sei, schrie sie ihn an. Ob er denn mit Gewalt die Soldaten auf das Haus hetzen wolle.

Eine Zeitlang blieb er störrig. Dann fügte er sich und ging murmelnd und in einzelnen Lauten vor sich hinredend durch die Stube. Aber immer wieder blieb er stehen und sah mit dem einen Auge, die rechte Gesichtsseite vordrängend, nach draußen.

Dort kam jetzt in die haltenden Züge Bewegung. Es mochte Meldung eingetroffen sein, daß das ganze Gebiet bis zur Grenze vom Feinde noch frei wäre. Befehle ertönten. Im nächsten Augenblick saßen die Reiter ab und verteilten sich, die Pferde hinter sich am Zügel herziehend.

Auf das Häuschen der Nasdrowskis entfielen allein sechs Mann. Sie trappten schwerfällig näher und riefen der Pani Pellascha zu, daß sie Hunger hätten wie

die Wölfe. Während sie dienstfertig zum Kochherd lief, versorgten sie ihre Gäule im Stall. Als sie sich dann hintereinander in die Stube schoben, war es schon dunkel. Trübe brannte die kleine Lampe auf dem Tisch. „Dalli, dalli, Pani," ermunterte der eine, der wohl am besten Polnisch verstand. „Es wird alles bezahlt. Morgen bekommt ihr ein Scheinchen!" Und klirrend warf er sich auf einen der beiden Stühle ...

Michu Einaug hörte es. Er hatte sich nebenan in der schmalen Kammer auf sein Bett gehockt. Dort saß er lautlos im Finstern. Seine Lippen regten sich unablässig. Er lauschte. Horch, nun wurden die Stimmen freudig! Wie Zurufe klang es. Da brachte die Schwiegertochter das Essen herein. Und nun sprachen sie durcheinander. Er verstand es nicht. Aber sie schienen nicht sehr erbaut. Sie murrten und fluchten. Die Kartoffeln in der Leinöltunke mochten ihnen nicht gut genug sein. Immer lauter schimpften sie. „Nun seht diese Hundesöhne," schrie der eine auf polnisch — „uns geben sie die Kartoffeln, sich selbst aber behalten sie den Speck. Heda, Pani — was, zum Teufel, ist das?" Und zornig stellte er die Frau zur Rede.

Ein tückisches Lächeln flog über das Gesicht des Großvaters. Äh, äh, es war gut, wenn der Satan es einmal ordentlich bekam! Heulte sie? Heul' du nur! Heul' du, bis du die Krämpfe kriegst! Er hörte sie jammern: sie wäre ein armes Weib; sie gäbe, was sie hätte. Wie ein erbitterter Kampf war es schließlich. Die Soldaten schrien, die Frau schrie — es ging immer weiter. Doch dann, als die Kerle heftiger und drohender forderten, ward sie wild und wütend. „Fragt doch

den Alten, wo er seinen Speck hat," rief sie gell. „Da drin ist er ja! Aber mich, psia krew, laßt zufrieden!"

Und zornig, höhnisch riß sie die Kammertür auf: „Sie wollen deinen Speck haben, Großvater!"

Mit zitternden Füßen hatte er sich aufgerichtet. Wie? Was? Ihm, einem alten Manne, wollten sie die Nahrung nehmen? Und bettelnd, vor sich hin keifend, angstvoll beschwörend begann er, immer noch in der dunklen Kammer, zu reden.

„Wo quietscht denn der Kater?" schrie einer von drinnen und nahm die Lampe. Neugierig lärmend drängten ein paar nach. Und von dem Lichtschein der vorgestreckten Lampe hell beleuchtet, schaute mit gespannt suchendem Ausdruck das bärtige Gesicht eines riesigen Kosaken zur Kammertür herein.

Da ging ein Zucken wie ein Schlag durch Michu Nasdrowski. Sein lebendiges Auge, das rötliche, immer ein wenig entzündete Greisenauge, starrte wie gelähmt, als sähe es eine Erscheinung, auf das beleuchtete Soldatengesicht. Zurücktaumelnd schrie er auf ... wie ein Tier. Und in einem zweiten Schrei hob er den Arm vor das Auge, das letzte Auge, als müsse er es schützen und als fühle er schon die Lanze, die es durchbohren wollte.

Die Kosaken lachten über seine Furcht. „Wir fressen dich nicht, Großvater," schrie der Bärtige. „So'n altes Luder ist uns zu zäh. Bloß deinen Speck wollen wir haben. Raus mit der Schwarte, Alterchen! Sonst müssen wir suchen!"

Und er machte den Anfang, indem er das Bett befühlte und die Kissen hinauswarf.

Stöhnend, über den vorgestreckten Ärmel weg, sah Michu Nasdrowski zu. Kisten und Kasten wurden herausgezogen und umgedreht. Die Pani heulte. Die Pani, die für ihre Sachen fürchtete, gab dem Bärtigen heimlich einen Wink. Im nächsten Augenblick hörte der Alte ein metallenes Quietschen. Es kam von der Ofentür.

„Gnade!" schrie er auf und stürzte auf den Ofen zu. Er warf sich auf die Knie, er breitete wimmernd die Arme aus, aber ein leichter Stoß schob ihn beiseite. Und triumphierend holte der baumlange Kosak den Leinenbeutel vor und schwenkte ihn, daß die Aschenreste durch die Stube stäubten. „Sei nicht verrückt, Väterchen," sagte der jüngste der Soldaten, der ruhig die Kartoffeln in das Öl stippte. „Morgen schon sind wir drüben. Da bringen wir dir von den Prussaki einen großen Schinken mit. Wer hungrig ist, will essen."

In eine Ecke gekauert sah Michu Einaug der Mahlzeit zu. In die Speckseite, die bis Dezember reichen sollte, schnitten sie mit ihren Messern hinein, als wenn es Brot wäre. Mit jedem Schnitt säbelten sie Scheiben herunter, an denen er eine ganze Woche genug gehabt hätte. Das Herz im Leibe drehte sich ihm um. Die lassen nichts übrig, dachte er und ächzte. Und als sie fertig waren, wischte der Bärtige sein Messer ab und packte den Rest der Speckseite ein. „Sei bedankt, Großvater," sprach er, „wir nehmen ihn mit! Niemals weiß der Soldat, wann er wieder solch ein Futter bekommt!"

Es half kein Betteln, kein Stöhnen. Und nun, wo

sie satt waren, wurden die sechs lustig. Sie holten die Flaschen vor, schüttelten sie, daß der Kornschnaps gluckste, und tranken. Auch zu rauchen begannen sie ... ihren beißenden Tabak, die Machorka. Brenzlicher Dunst und wolkiger Rauch erfüllten die Stube. Hüstelnd und jammernd, immer wieder um seinen Speck flehend, hockte der Alte im Winkel. Den Soldaten ward sein ewiges Lamentieren lästig. „Halt's Maul!“ brüllte der Bärtige ihn an und hob mit einem Griff den Stuhl empor, als wollte er ihn hinüberschleudern.

Da ward Michu Einaug jählings stille. Er muckste nicht mehr. Keinen Laut gab er von sich. Die alten verarbeiteten Hände vor sich auf den hochgezogenen Knien saß er regungslos da. Nur das Auge lebte an ihm. Das Auge, das gerötete Auge blickte zwinkernd nach dem Bärtigen. Es ließ nicht ab von seinem Gesicht. Es hing ununterbrochen daran, als müsse es sich die Züge für alle Ewigkeit einprägen.

Und das Auge fing an zu reden. Es sagte alles, was dem Munde verboten war. Es wurde demütig und bettelte noch einmal, es flehte um Barmherzigkeit, es zuckte, als ob es weinen und sprechen wollte: Gebt doch wenigstens den Rest heraus ... den Rest von dem Speck! Damit man als alter Mensch nicht das trockene Brot 'runterwürgen, damit man nicht hungern muß! Bis Dezember ist noch weit hin. Ihr aber findet bei den Prussaki Schinken und Speck in Menge! Seid Christen ... übt Barmherzigkeit!

Immer heftiger und drängender bat das Auge. Aber die Soldaten waren zu laut und zu sehr mit sich und

der Flasche beschäftigt. Der Rauch wölkte um ihre Gesichter. Sie sahen und hörten nichts; sie hatten den alten Kerl halb vergessen; das Auge drang nicht zu ihnen.

Da ward es zornig. Es bat nicht mehr, es forderte. Es sprach nicht mehr, es schrie. Es war nicht mehr demütig, sondern frech. Es brannte eine wilde Anklage darin. Alles, was an Wut und Haß sich in der Tiefe gesammelt hatte, glomm jetzt offen in dem Auge. Und die Hände lagen nicht mehr ruhig auf den Knien, sondern zuckten, kneteten, griffen unruhig hin und her. Sie preßten sich in ohnmächtigem Zorn zusammen. Fast wäre der alte Michu nun doch nicht still geblieben. O die verfluchten Hunde da, die ihm alles stahlen, was das Leben erträglich machte! Das Auge hatten sie ihm genommen! Das Bett würden sie ihm nehmen! Und keiner, keiner, der den Bestien an die Gurgel fuhr!

Wie verschleiert glühte das Lämpchen aus den Tabakswolken hervor. Der beißende Rauch hing gleich Nebelschwaden über dem Tische. Die Flaschen waren fast leer.

Psia krew, wenn man noch jung wäre! Wenn man noch die Sense führen könnte wie damals!

Oder wenn die Rothemden noch in den Wäldern steckten, daß man sie holen könnte! Selbst wenn man drei Meilen laufen müßte ...

Wie in einer dumpfen Erinnerung fuhr sich der „Großvater" mit der Hand über die Stirn.

Einmal ... da war auch ein Bauer zu ihnen gekommen. Dem hatten sie die Frau mit der Nagaika halb

tot geschlagen. Und der Bauer in seinem Schafspelz hatte auf dem ganzen Wege kein Wort gesprochen — sich nur immer umgesehen wie ein Hund, als wollte er fragen, warum sie nicht schneller kämen. So hatte er sie nachts in das Dorf geführt, und sie hatten über hundert der Teufel erschlagen. Aber den einen, den durfte keiner berühren. Den hat der Bauer allein geschlachtet und dann zum ersten Male hat er wieder lachen wollen. Doch er hat bloß schreien können.

Über fünfzig Jahre sind vergangen, aber ihm ist, als wäre es gestern gewesen. Er sieht den Bauer im Schafspelz. Der hat sich nichts gefallen lassen, der hat sich Hilfe geholt gegen die Teufel —

Wenn er es auch täte! Wenn er die Deutschen riefe! Wenn er zu ihnen ginge und ihnen sagte: Kommt! Nehmt sie! Schlagt sie tot!—? Er würde sie schon treffen — weit von der Grenze standen sie gewiß nicht. In zwei Stunden würde er es schaffen.

Er saß noch immer wie vorhin in seinem Winkel. Aber das Auge, das eine lebendige Auge, das er besaß, erzählte jetzt nichts mehr. Es hatte lange gefleht, es hatte dann gezürnt und gedroht, nun jedoch hatte es sich beinahe ganz geschlossen. Nur einen schmalen Spalt gaben die roten Lidränder noch frei. Klein, böse und tückisch lag es dahinter wie in einem Versteck ... gleichsam lauernd und nach einem fernen Ziel spähend.

Da begann der Bärtige, der halb auf dem Stuhle liegend seine Beine weit in die Stube hineinstreckte, mit der leeren Flasche auf den Tisch zu trommeln. „He, Alterchen, wo steckst du? Lauf zum Krug, Groß-

vater, und schlepp' noch 'ne Buddel 'ran. Aber dalli, dalli, eh' es zu spät wird! Der Sotnik hat's verboten — nicht mal trinken soll der Soldat! Doch wenn so ein alter Saufsack kommt wie du, dann darf der Wirt geben."

Keine Antwort. Im Winkel regte sich nichts.

„Hast du verstanden?" brüllte der Riese.

„Wohl, wohl!" nickte Michu Einaug und blieb sitzen, während sein kleines tückisches Auge durch den Lidspalt zwinkerte.

„Dann lauf, zum Teufel! Worauf wartest du? Soll ich dir Beine machen?"

„Ich geh schon, Herr," sagte der Alte. „Ich werd' euch 'was holen."

Durch den Rauch blickte der jüngste Kosak verwundert hinüber. Es hatte wie Hohn geklungen. Aber er sah nur noch, wie sich die Tür von außen schloß.

Draußen herrschte Dämmerdunkel. Der Himmel hatte sich bezogen. Hinterm Walde, nach der Grenze zu, zuckte hin und wieder ein Wetterleuchten auf.

Die Straße war schon leer. Nur vor dem weißen, fahl herüberschimmernden Hause des Krugwirtes, in dem sich die Offiziere der einen Sotnie einquartiert hatten, führte ein Soldat ein Pferd auf und ab. Weiterhin, am Dorfeingang, hielt reglos ein Reiter. Er verschwamm mit seiner graugrünen Uniform in der Dämmerung. Einmal rief er, und aus der Ferne, von weiter vorgeschobenen Posten, antwortete ein anderer, in der Sommernacht gleichsam ertrinkender Ruf.

Der „Großvater" hatte ein paarmal links und rechts

die Straße hinuntergesehen. Dann taperte er eilig um das Häuschen herum und stand vor den Feldern. Sie zogen sich bis zum Walde hin. Schwarz und rätselhaft lag die dunkle Masse des Waldes unter dem bedeckten, nächtlichen Himmel.

Unschlüssig starrte er ein paar Augenblicke zu dem Walde hinüber. Es war spät. Es war weit. Es war längst seine Schlafensstunde.

Da brüllte dumpf, klagend und so nahe, daß er erschrak, eine Kuh. Das war die Schecke. Die Kosaken hatten sie aus dem Stall geführt und draußen angebunden, um ihre Pferde unterzustellen. Nun begehrte das Tier nach seiner gewohnten Unterkunft.

Als hätte das dumpfe Klagegebrüll der Kuh, der man den Stall genommen, ihm jäh und übermächtig das eigene Leid zu Sinn gebracht, hob der alte Michu in aufspringender Wut beide Fäuste und drohte am ganzen Leibe zitternd nach dem Hause zurück. Seinen Speck hatten sie gefressen und gestohlen, in seinem Bett würden sie schlafen — Jesus Maria, es war schon gleich! Er hatte heut nacht sowieso keine Lagerstatt!

Über sein verwittertes Gesicht lief ein Krampf. Wie winkend und lockend geisterte ein neuer Wetterschein über den Wald hin. Und in einer dumpfen Entschlossenheit, die kein Zögern mehr kannte, schritt er auf den schmalen Rain zu, der zwischen den Feldern des Mialla bis nach drüben zum Walde führte. Er murmelte und redete; er lachte böse und tückisch vor sich hin; er ging erst langsam, aber je mehr die alten Beine in die Bewegung hineinkamen, um so schneller ward sein Gang.

Schräg durch den Wald stieß ein Fußpfad, den die Dörfler benutzten. Mit einer blinden Sicherheit schritt er darauf zu. Als er ihn hatte, begann er zu laufen. Er lief mit vorgestreckten Händen. Die Bäume sprangen oft dicht an ihn heran und tanzten vorbei. Ab und zu huschte ein erschrecktes Wild über den Weg; ein Igel trollte sich beiseite; wie Flügelschläge brach es einmal oben aus einem Wipfel.

Und weiter — weiter! Immer keuchender sein Atem, immer rascher die Schläge in seiner Brust! Aber es war ihm, als wäre das ganze lange Leben der letzten fünfzig Jahre überhaupt nicht gewesen, als wäre er noch einmal in den Zwanzigern, noch einmal einer der Kossyniere, der Sensenmänner von Anno 63. Und immer, wenn er ermatten wollte, sah er das Gesicht vor sich ... das beleuchtete, bärtige, schreckliche Kosakengesicht, das Gesicht, das sich verzogen hatte, als ihm die Lanze zum Spaß ins Auge fuhr. Es zog ihn, es hetzte ihn, es gab ihm stets neue Kraft. Sein Blut brauste; es schlug wie ein fernes, verwehtes Lied tönend an die Wandungen, wie das ‚Jeszcze Polska nie zginęła', und dazwischen brüllte klagend die Kuh, und er mußte laufen und laufen, denn er wollte sein Bett haben, er wollte seinen Speck haben! Wie der alte Bauer von dazumal, dem nichts schnell genug ging, lief er. Aber wenn die Prussaki kämen, wenn sie die Teufel in der Nacht überfielen, dann würde er können, was der alte Bauer nicht gekonnt hatte: lachen — lachen!

Er lachte schon jetzt — kurz, mit pfeifendem Atem. Mit den vorgestreckten Händen fuhr er hin und wieder

hart gegen Bäume, Wurzeln stießen nach seinem Fuß, Äste hakten sich an seinen Rock, aber wie im Taumel vorwärtsgerissen, erreichte er den Waldsaum. Hier bog der Fußpfad zur Landstraße hinüber, doch ohne Besinnen ließ er ihn liegen und überquerte die Felder. Er kam zum Grenzgraben, sprang und stolperte, fiel und raffte sich auf. Und mit letzter Kraft weiter — querhinüber nach Sokollen — weiter auf Kumilsko zu! Er hörte verwehte Uhrklänge. Das mußte schon die Kumilskoer Kirche sein. Von da war es nicht mehr weit nach Bialla — Jecku, Jecku, wenn er es nur aushielt!

Doch nach Bialla brauchte er nicht. Dicht vor Kumilsko schollen ihm plötzlich harte Anrufe entgegen, Gewehrläufe waren auf ihn gerichtet — er hob in einer instinktiven Bewegung die Arme hoch, schwankte und wäre um ein Haar hingeschlagen. Fäuste hielten ihn. Fäuste ostpreußischer Landwehrmänner. Man wollte ihn ausfragen — er konnte nicht sprechen. Er stieß keuchend nur einzelne Worte hervor. Doch er deutete in solcher wilden Erregung nach drüben auf die Grenze zu, daß ihn zwei Mann sofort in die Mitte nahmen und ihn nach Kumilsko brachten.

Das Kirchdorf war am Spätnachmittag — fast zu derselben Zeit, als die Kosaken in Glinki einritten, — von einer vorgezogenen Eskadron des elften Dragonerregiments besetzt worden. Man führte den alten Kerl vor den Rittmeister. Der Schulze mußte dolmetschen. Aber auch jetzt war aus den wirren Sätzen des Erschöpften nicht klug zu werden. Sein Speck und sein Bett waren ihm das Wichtigste. Alles andere ging

in Zorn, Wut, Jammer unter. Und noch immer konnte er nur in Pausen sprechen.

Der Rittmeister wandte sich achselzuckend ab. „Was will der Pollacke?“ sagte er ärgerlich lachend. „Sollen wir seine Speckseite zurückerobern?“ Doch als begriffe Michu Einaug, daß seine Sache schlecht stünde, rang er die Hände und schrie verzweifelt: „Kommt! Kommt schnell!“ Atemlos redend drang er auf den Schulzen ein. Dabei kam es heraus, daß er 1863 im Aufstand gewesen war, daß sie damals die Russen auch des Nachts überfallen hatten, daß die Gelegenheit heute nicht minder günstig schien.

Langsam schälte sich schließlich das Tatsächliche heraus: russische Kavallerie lag seit ein paar Stunden in Glinki. Das stimmte mit einer anderen Meldung überein. Durch Hin- und Herfragen nach der Belegung der einzelnen Häuser und andern Kleinigkeiten ließ sich ziemlich sicher feststellen, daß es sich höchstens um zwei Sotnien handeln konnte.

Da zuckten zum erstenmal ein paar Flämmchen in den grauen Augen des Rittmeisters auf. Er ließ noch ein paar weitere Fragen durch den Schulzen stellen. Dann befahl er, die Offiziere zusammenzurufen.

Bis sie kamen, durfte sich Michu Nasdrowski lang auf die Erde legen.

Allmählich ging sein Atem ruhiger. Aber gleichzeitig damit ward ein jähes Hungergefühl in ihm wach. Das schnitt im Magen und in den Eingeweiden wie mit Messern. Unwillkürlich stöhnte er. Der Schulze fragte ihn, was er hätte. Er bettelte um Brot. Doch als es ihm gebracht wurde, konnte er nur ein paar Bissen hinunterwürgen.

Dann wurde er von den heraneilenden Offizieren noch einmal in ein genaues Verhör genommen. Er erzählte diesmal zusammenhängender — alles, was geschehen war. Nach kurzer Beratung wurde ihm gesagt, daß er mit müsse und daß er bei dem geringsten Verdacht des Verrats erschossen werden würde. Aber er lachte nur: „dalli — dalli!“

Fünfzehn Minuten später trabte die alarmierte Schwadron auf Sokollen zu. Man hatte den alten Michu auf ein Pferd gesetzt — links und rechts von ihm ritt je ein Unteroffizier mit schußfertigem Revolver. Es war ihm alles seltsam unwirklich. Tausendmal war er diesen Weg gelaufen — sie kauften hier drüben alle Gerätschaften, die sie brauchten, — und nun ritt er ihn hier, und hinter ihm klirrten Züge von preußischen Dragonern!

Je näher man Glinki kam, um so wilder und aufgeregter ward er. Er lachte vor sich hin; er spähte mit zwinkernden Augen voraus; er schien sich auf sein Bett zu freuen. In der Nähe einer Windmühle, deren Flügel gespenstisch aufragten, ward haltgemacht. Beim Schein der elektrischen Taschenlampen wurden die Karten gelesen. Man mußte darauf gefaßt sein, in Kürze auf die russischen Vorposten zu stoßen. Der Rittmeister aber wollte das Nest von zwei Seiten fassen, um möglichst viel Gefangene zu machen. Dazu war eine Umgehungsbewegung nötig. So versuchte man aus dem Alten herauszubringen, ob die Wiesen passierbar waren. Und die Offiziere wunderten sich, wie rasch er begriff. Während zwei Züge auf dem alten Flecke halten blieben, zogen sich die beiden an-

deren schräg links über Felder und Wiesen. Michu Nasdrowski ging wie ein Junger voran. Er kannte hier jeden Fußbreit. Die Dragoner, die gleichfalls abgesessen waren und ihre Pferde kurz am Zügel führten, folgten ihm. Der weiche Wiesenboden dämpfte alle Geräusche; dunkel kam der Wald näher. Schweigend, von seinem Schatten gedeckt, ging es vorwärts. Nur das leise dumpfe Trappen, das Geklirr der Halfterketten, das Schnauben eines Pferdes durchbrachen die Stille.

In einem Bogen führte der Wald hinter dem Dorfe wieder an die Straße heran. Unbemerkt wurde sie erreicht. Die Züge formierten sich; Leuchtkugeln stiegen farbig in die dunkle Höhe. Sie waren noch nicht zerplatzt, als vorn schon die ersten Alarmschüsse krachten.

Sekundenlang eine unheimliche Stille, in die eintönig von den Feldern her ein Vogel knarrte.

Dann einzelne Rufe, flüchtige Hufschläge, gelle Signale — und anschwellend der Lärm des erwachenden Dorfes, der aus dem Schlaf gerissenen, zu den Pferden stürzenden Soldaten, das Brüllen des geängstigten Viehs, das dumpf brausende Hurra der andröhnenden Dragoner — Schüsse, Fluchen, Geschrei, ein Höllendurcheinander, das sich von Augenblick zu Augenblick steigert.

Schon tauchen, halb auf dem Bug der Pferde liegend und die Tiere wie wahnsinnig mit der kurzstieligen Peitsche bearbeitend, die ersten fliehenden Kosaken am Ausgang des Dorfes auf. Aber auch hier empfängt sie das Hurra der anklirrenden Dragoner.

Immer mehr jagen heran und fahren entsetzt zurück. Ein Teil reißt die Pferde herum und versucht nach den Feldern hin auszubrechen. Ein anderer stürmt wie irrsinnig vorwärts und wird überritten, zusammengefegt, niedergeschlagen. Die meisten werfen, als sie keinen Ausweg mehr sehen, die Waffen fort, springen ab und heben zitternd die Arme hoch. Ein verstörter Haufe drängt sich um einen Kameraden, der irgendwo ein weißes Wäschestück erhascht hat und es an seinem Lanzenrohr schwenkt.

Nur in dem weißen Hause des Krugwirtes und in dem Gehöft des Mialla, wo sich die Offiziere der beiden Sotnien einquartiert haben, wird erbitterter Widerstand geleistet. Kleinere Trupps haben sich hier in der Eile verbarrikadiert und schießen aus den Fenstern. Ein Halbzug Dragoner muß absitzen und stürmen.

Hinter den Scheiben der übrigen Häuser erscheinen brennende Lichtstumpfe, auf Flaschen gesteckt, hier und da auch Lampen und erhellen die Straße notdürftig. Aber über den matten Schimmer hebt sich bald hellere Glut. Die Scheune des Mialla brennt; Flämmchen springen und werden im Sprung zu aufschießenden Flammen. Rauch, Glut, krachendes Gebälk; ein langgezogenes Sausen, und wie Raketen werden die ersten feurigen Garben emporgeschleudert. Ununterbrochen sausen sie in die Höhe, wirbeln umher und sinken als leuchtende Ruten und Sterne nieder. Phantastisch laufen in ewigem Wechselspiel Lichter und Schatten über die Dorfstraße von Glinki. Sie huschen über die verbissenen Mienen der wenigen,

die noch Widerstand leisten, über Gestürzte, Sterbende, Tote, Gefangene, herrenlos umherjagende Pferde, niedergeworfene Waffen — über Sieger und Besiegte.

Um den alten Michu Einaug hat sich in dem Tosen kein Mensch mehr gekümmert. Er ist hinter den Häusern entlang gelaufen, ein paarmal fast niedergeworfen und überritten von den nach den Feldern ausbrechenden fliehenden Kosaken. Er hat sein Haus erreicht, er will die angstvoll brüllende Schecke in den Stall führen — in den Stall, aus dem die kleinen struppigen Pferde verschwunden sind. Aber seine Hände fliegen, er bekommt den Knoten nicht auf. Da läßt er die Kuh draußen und tapert eilig ins Haus hinein.

Die Schwiegertochter liegt auf den Knien; sie hat den Kopf in die Schürze gesteckt und heult, betet, horcht, schimpft — alles durcheinander. In der Stube aber, in der noch der kalte Rauch des scharfen Tabaks hängt, sieht es wüst aus. Tisch und Stühle umgerissen, liegengelassene Mützen, abgehängte Säbel in der Ecke, Patronentaschen ... alle Zeichen überstürzter Flucht.

Der Großvater schiebt sie beiseite, mit fahrigen Händen sucht er, und plötzlich schreit er auf: er hat seinen Speck, den Rest von seinem Speck gefunden!

Ein unsinniges Glücksgefühl überkommt ihn, ein wahrer Rausch der Seligkeit und des Triumphes. Er preßt den schmierigen Leinenbeutel an sich, als wäre nun alles gut. Er schwenkt ihn und hält ihn wie eine errettete Kostbarkeit. Er stürzt zu der Schwieger-

tochter und zeigt ihn ihr stammelnd, strahlend, aber auch höhnisch. Und er trägt ihn, jäh fortgerissen, nach draußen, auf die Gasse. Vielleicht daß die Prussaki den Hund, den Bärtigen, gefangen haben! Dann will er ihm den Speck vor die Nase hängen und lachen ... lachen ...

Der Kampflärm ist schon im Verstummen. Die letzten Schüsse knallen über die Felder fort hinter den Fliehenden drein. Befehle ertönen; über das russisch-polnische Dorf schallt das preußische Signal zum Sammeln.

Außer ein paar Gestürzten und leicht Verwundeten haben die Dragoner keine Verluste. Die Gefangenen müssen antreten. Es sind sieben Offiziere und gegen 200 Mann. Ein paar Dutzend Tote liegen zerstreut; gegen 100 Mann mit einem der beiden Sotniks mögen entkommen sein.

Da stürzt, während die Dragoner die gefangenen Kosaken zu vier und vier in Züge ordnen, Michu Einaug heran. Er redet vor sich hin, er sucht wie ein Spürhund die Reihen entlang, er irrt von Zug zu Zug. Aber plötzlich hat er den, den er haben will. In einem trunkenen Singsang schreit er, jauchzt er, höhnt er. Er steigert sich selbst in immer wilderen Triumph hinein. Halb heulend, heiser schon, schleudert er dem Bärtigen unverständliche Worte entgegen, während an der vom Brande grell beleuchteten Hauswand in seinem Rücken sein Schatten hin und her springt, als hätte er riesige Affenglieder.

Die Dragoner stoßen sich an: „Verrückt!" Der Rittmeister wird aufmerksam. „Ist das nicht der Kerl, der

uns geholt hat? Da hat er seine Speckseite wohl glücklich wieder!“ Eigentlich war man ihm Dank schuldig! Und er nimmt ein großes silbernes Fünfmarkstück aus der Tasche: „Fang', Alter!“

Es fällt neben dem Zappelnden nieder. Der kehrt sich nicht daran. Der sieht es wohl gar nicht. Der sieht nur den baumlangen, bärtigen Kosaken entwaffnet in der Reihe stehen und tobt in grotesken Sprüngen wie ein tanzender Derwisch vor ihm in Rausch und Taumel erfüllter Rache. Mit einem Hohnruf hält er ihm den Leinenbeutel dicht vor die Nase; er fragt, warum er den Speck, den schönen Speck nicht mitgenommen hat. Und er lacht jetzt wirklich dazu, er lacht, wie der Bauer dazumal nicht hat lachen können, er biegt sich vor Lachen ...

Mit einem stumpf vergrübelten Ausdruck hat der Bärtige dem Großvater zugesehen. Aber unter diesem tückisch blöden, grausamen, kichernden Greisenlachen geht ein Zucken über seine Züge. Es arbeitet darin, die Muskeln spannen sich, der Mund verzerrt sich. Und ehe es noch einer begreift oder hindern kann, springt er geduckt mit einem zerbrechenden Wutschrei aus dem Gliede. Wie ein Lumpenbündel packt er den Alten, schüttelt ihn, hebt ihn und schmettert ihn mit furchtbarer Wucht gegen das weiße Haus.

Es gibt einen dumpfen Krach. Als lehne er betäubt an der Wand, steht der Körper einen Augenblick noch seltsam schief — dann plumpst er mit geborstenem Schädel wie ein Mehlsack um.

Fast in der gleichen Sekunde ist der Bärtige von

Dragonersäbeln niedergeschlagen. Blutüberströmt bricht er zusammen.

Angstvoll gedrückt oder in stumpfem Gleichmut sehn die Gefangenen hinüber. Eine kurze Meldung. Es ist gefährlich, sich länger aufzuhalten. Kein Zweifel, daß in wenigen Stunden Kavalleriemassen nach Glinki vorstoßen werden. Da mögen die Russen ihre Toten selber begraben.

Befehle springen von Zug zu Zug. Die Massen setzen sich in Bewegung. Ein Teil der Kosaken führt die erbeuteten Pferde. Die andern marschieren stumpf dahin. Erst als die deutsche Grenze überschritten wird, geht ein Flüstern durch die Reihen.

Die Dragoner aber singen. Lied folgt auf Lied.

Zwei Farben Tücher, Schnauzbart und Sterne
Herzen und küssen die Mädchen ach so gerne.
Ei warum? Ei darum!
Ei bloß weg'n dem Schingdarassa, Bumdarassa!

Verwundert hören die Gefangenen zu, wie lustig die Prussaki sind. Auch der eine Sotnik, der sich ergeben mußte und etwas abseits reitet, horcht auf. Er hat sich eine Zigarette angezündet und sieht finster über die nächtigen Felder.

Dann zuckt ein spöttisches Lächeln um seinen Mund. Er weiß, es wird den Deutschen alles nichts nützen! Ein paar Wochen noch, dann sind die Russen fertig, und zu Hunderttausenden werden sie wie die unendliche Flut über die Grenze brechen — die riesige Narew-Armee, die sich weiter zurück schon schließt und sammelt.

Sekundenlang wendet der Sotnik das Haupt, als

wenn er dieses siegreiche Riesenheer schon hinter sich hörte und sähe.

Aber er sieht nur den langen Zug seiner entwaffneten Leute stumpf der deutschen Gefangenschaft entgegentrotten, er sieht die Dunkelheit da hinten gähnen und fern am bewölkten Himmel eine brandige Röte, die sich auszudehnen scheint, — den letzten Gruß von Glinki und der lohenden Scheune des Mialla . . .

Die Bremsfliege

Aus den Kämpfen im Oberelsaß





Ein junger Reiteroffizier, den ein besonderes Kommando für wenige Tage nach Berlin geführt hatte, erzählte seinen Freunden das nachfolgende Erlebnis aus dem Felde.

Das muß in der dritten Kriegswoche gewesen sein, etwa um den 20. August herum. Die Franzosen hielten damals hartnäckig das Oberelsaß, und Tag für Tag gab es kleinere oder größere Kämpfe.

Wir standen im südlichsten Zipfel des Landes, etwa in der Linie Altkirch—Pfirt, und brannten vor Begier, einmal ordentlich an den Feind zu kommen. Aber weiß der Teufel, was das war: es verging ein Tag nach dem andern, ohne daß man uns verschickte oder eine vernünftige Aufgabe stellte.

Dabei knallte es rings um uns im ganzen Sundgau. Wir hörten von fürchterlichen Verlusten, die unsere Artillerie einigen Zuavenregimentern beigebracht haben sollte. Wir hörten, daß ein paar Schwadronen Chasseurs d'Afrique bei einer Attacke in der Nähe von Werenzhausen fast aufgerieben worden wären. Wir fluchten Stein und Bein, aber es half uns alles nichts: für uns wollte kein Lorbeer wachsen.

Da hielten wir eines Vormittags, nur schlecht gegen die heiße Sonne geschützt, neben einem kleinen Gehölz.

Gerade die letzten beiden Tage, die hinter uns lagen, waren gräßlich gewesen. Ruhelos waren wir hierhin und dorthin gezogen worden, hatten stundenlang angriffsbereit gestanden, waren wieder zurück-

genommen worden, wurden nachts alarmiert, ohne daß es zum Gefecht kam, kurz: Offiziere und Mannschaften waren allmählich durch dieses scheinbar sinnlose Hin und Her in einen Zustand nervöser Ungeduld geraten. Die ewige Spannung begann der Lustlosigkeit und Erschöpfung zu weichen, wozu die Witterungsverhältnisse das ihrige beitrugen. Die Sonne stach schon am frühen Morgen. Oft verkroch sie sich hinter Wolken, ohne daß der ersehnte Regen niedergehen wollte. Bei jeder Bewegung steckten wir in undurchdringlichen Staubwolken. Der Staub verhüllte einem manchmal fast die Vordermänner. Er setzte sich uns im Halse fest, er überzog uns mit einer grauen Schicht. Und dazu die drückende Schwüle, daß einem alles am Leibe klebte; dazu — schlimmer als alles andere! — eben die unsere Kraft zermürbende geschäftige Untätigkeit, unter der selbst die Pferde zu leiden schienen.

Gewiß: der Soldat hat ja gewöhnlich keine Ahnung von dem, was vorgeht. Er folgt dem Befehl, und damit gut! Man hat auch weder Lust noch Zeit, sich viel Gedanken zu machen. Aber man muß das Gefühl haben, daß oben einer dirigiert, der genau weiß, was er will. Zum ersten und einzigen Male war dieses uns sonst so herrlich begleitende Gefühl ins Wanken geraten. Und wir Offiziere waren uns klar darüber, daß es so nicht lange mehr weiterginge.

Wir hielten an jenem Vormittag also, wie gesagt, neben einem freundlichen Kiefernwäldchen. Hielten schon wieder untätig eine ganze Stunde lang.

Uns zur Seite hatte sich ein kleines Scharmützel entwickelt, das allmählich, da auf beiden Seiten Verstärkungen eintrafen, zum größeren Gefecht wurde. Plötzlich griffen von drüben auch Geschütze ein. Und da man bemerkt haben mochte, daß im Laufschritt zwei Kompagnien unserer Infanterie vorrückten und das Gehölz besetzten, so ging das Geknatter munter gegen die Bäume los.

Es tat nicht viel Schaden; meistens wurde zu kurz geschossen. Hin und wieder sauste eine Granate durch die Wipfel und überschüttete uns mit Kieferbüscheln und Astwerk, daß die Pferde scheuten und nur mit aller Mühe gehalten werden konnten. Erst als ein stärkerer Prügel mit seinen scharfen Bruchenden einem Gaule den Leib aufriß, ging das Regiment weiter zurück.

Damit aber verloren wir das letzte bißchen Schatten. Die Pferde glühten und dampften, der Schweiß rann uns am ganzen Leibe hinunter, die Zunge klebte am Gaumen. Und obwohl uns die Geschosse so gut wie nichts mehr taten, hatten wir doch das schreckliche Gefühl, gleichsam wie eine Scheibe stillhalten zu müssen.

Der Oberst hielt zu weit vor der Front, als daß man sein Gesicht hätte sehen können. Wahrscheinlich hätte dieses Gesicht auch nichts verraten. Aber er mochte fühlen wie wir alle. Adjutanten flogen hin und her. Immer von neuem hofften wir, daß einer den ersehnten Befehl zum Vorgehen bringen würde.

Umsonst — sei es, daß das Oberkommando den Feind für noch nicht erschüttert genug hielt, sei es, daß irgend-

ein anderer Grund vorlag: wir hielten, hielten, hielten! Mein Rittmeister zog eine böse Lippe und fluchte heimlich. Er schwor, daß wir wieder nicht recht an den Feind kommen würden. Die Mannschaften hinter uns schwiegen; nur manchmal lief durch das Klirren, Trappeln, Prusten und Schnaufen eine Bemerkung die Reihen entlang.

Es war fast nicht mehr zum Aushalten. Der Augenblick war nahe, wo die fieberhafte Spannung und Unruhe in Niedergeschlagenheit und Entmutigung umschlagen mußten.

Auch die Pferde schienen mit immer stärkerer Nervosität angesteckt zu werden. Sie wurden so schreckhaft, daß wir verzweifelte Anstrengungen machen mußten, sie in der Hand zu behalten. Hier und da brach eins aus, dort warf sich eins mit seinem Reiter zu Boden und verwirrte auch die nächsten Tiere, andere scheuten und drängten zusammen, daß den Leuten die oft sowieso schon geschwollenen Beine gequetscht wurden, und bei dem Sausen verirrter Kugeln zuckten sie scheu, als wären Bremsen in der Nähe, die sich auf sie stürzen wollten.

So brach die Mittagsstunde an. Das Gefecht schien zu stehen. Das Schießen ward matter, setzte manchmal ganz aus und ging plötzlich von neuem los. Der Geschützdonner schwieg schon merkwürdig lange.

Mit einem Male fängt mein Brauner mit allen Zeichen des Entsetzens zu tanzen an. Zum Glück sehe ich gleich, was los ist. Vorn auf der Nase sitzt ihm eine Bremse, ich verscheuche sie, aber in wildem Zickzack-

fluge versucht das rotbraune Biest immer wieder 'ranzukommen.

Sie schwärmen nämlich in der Mittagsstunde heißer, ruhiger Spätsommertage und versuchen, ihre Eier in der Nase oder an den Lippen der Gäule abzulegen. Die Angst davor macht die Pferde manchmal rasend. Niemand kann sie mehr halten. Mit erhobenen Schweifen stürmen sie davon.

Das weiß man als Kavallerist natürlich, und deshalb schlag' ich nach dem Biest und pack' die Zügel fester.

Da beugt sich der Rittmeister vor.

„Aus!" sagt er ingrimmig. „Wir können wieder spazierenreiten!"

In der Erregung verzerrt sich sein Gesicht; es ist fast ein Wutkrampf, der ihn schüttelt.

Ich seh ihn an und will ihm antworten, doch im gleichen Augenblick muß das ekelhafte Insekt, das ich kurze Zeit aus dem Gesicht verloren hatte, sein Ziel erreicht haben. Denn hast du nicht gesehen — mein Brauner wie ein Zirkusgaul in die Höhe, wie verrückt um sich schlagend, mit peitschendem Schweif die ersten Pferde hinter sich zum Scheuen bringend, und dann los — wie der Blitz los — in Raserei vorwärtsschießend!

„Deubel!" schreit der Rittmeister. Ich ahne mehr, als ich sehe, daß sein Gaul auf Tod und Teufel mit dem meinen mitgeht.

Und hinter uns packt es die Nächsten, dann reißt es den ganzen Zug, dann die Eskadron. Nur einen Augenblick stutzen die Folgenden: sie brausen gleich-

falls los ... vielleicht von der allgemeinen Bewegung fortgerissen, vielleicht in der Angst, den Befehl überhört zu haben. Schon fegt und klirrt das ganze Regiment voran ...

Der Oberst, der weit vor der Front hält, hört das donnernde Gestampf. Er wirft sein Pferd herum. Er starrt einen Augenblick fassungslos uns Anbrausenden entgegen. Er hebt sich im Sattel und beugt sich vor, als wolle er uns zurückschleudern.

Aber er erkennt sofort, daß das unmöglich ist. Es gibt kein Halten mehr.

Und mit einer prachtvoll ungestümen Bewegung wendet er, steht hoch in den Bügeln, das energische Gesicht halb zurückgedreht, den Säbel hoch und blank in der gleißenden Sonne, und fliegt uns im nächsten Augenblick voran.

Erst da braust aus trockenen, rauhen Kehlen ein brüllendes Hurra empor, und wie die Teufel, von ungeheuren Staubwolken verhüllt, donnern wir vorwärts.

Die Erde dröhnt und schwankt, die Sättel janken, Geklirr und verwehte Rufe — wir sehen nichts, wir hören nichts, wir reiten nur, wie wir seit drei Tagen reiten wollten, die Köpfe gegen den Bug der Pferde geneigt, daß im entgegenwehenden Zuge die Mähnen der dahinfegenden Gäule uns ins Gesicht flattern.

Wie aus endlosen Fernen klingen, kaum vernehmbar, die Hörner der Infanterie zu uns herüber. Das Signal zum Avancieren ertönt und wird auf der ganzen Linie aufgenommen. Offenbar ist nur unsere überraschende Attacke der Grund dazu.

Was ist da noch viel zu reden? Wir haben den Feind, der wahrscheinlich keine Ahnung von uns hatte, überritten, durcheinandergeschmissen, in Schrecken und Verwirrung gestürzt. Wie die Wilden fuhren wir drein — die Leute brüllten: es war Erlösung, Befreiung nach unerträglicher Spannung.

Die Franzosen mochten in der ersten Verwirrung unsere Stärke auch bedeutend überschätzen, und als sie wieder zu sich kamen und die Sache ein wenig brenzliger wurde, stürmten mit aufgepflanztem Bajonett schon die ersten Infanteriekolonnen heran und warfen die verehrte Gesellschaft vollends über den Haufen.

Nun, es war natürlich keine große Sache, doch es war immerhin einer jener hübschen Einzelerfolge, die sich schließlich summieren.

Unser Regiment hatte verhältnismäßig geringe Verluste. Der Oberst bekam das Eiserne Kreuz und hat die sichere Anwartschaft auf eine Brigade. Meines Wissens hat er nie mit einem Worte die Geschichte berührt. Wir hatten allerdings von da ab — als ob der Bann mit einem Male gebrochen wäre — so viel zu tun, daß wir kaum zu uns selbst kamen.

Ich aber hütete mich natürlich, ein Wort zu sagen. Ich wusch nach der Affäre meinem sich noch immer recht teufelsmäßig gebärdenden Braunen die Nasenlöcher aus und dachte an das rotbraune Biest von Bremsfliege, dem wir allein diese etwas verrückte Attacke zu danken hatten.

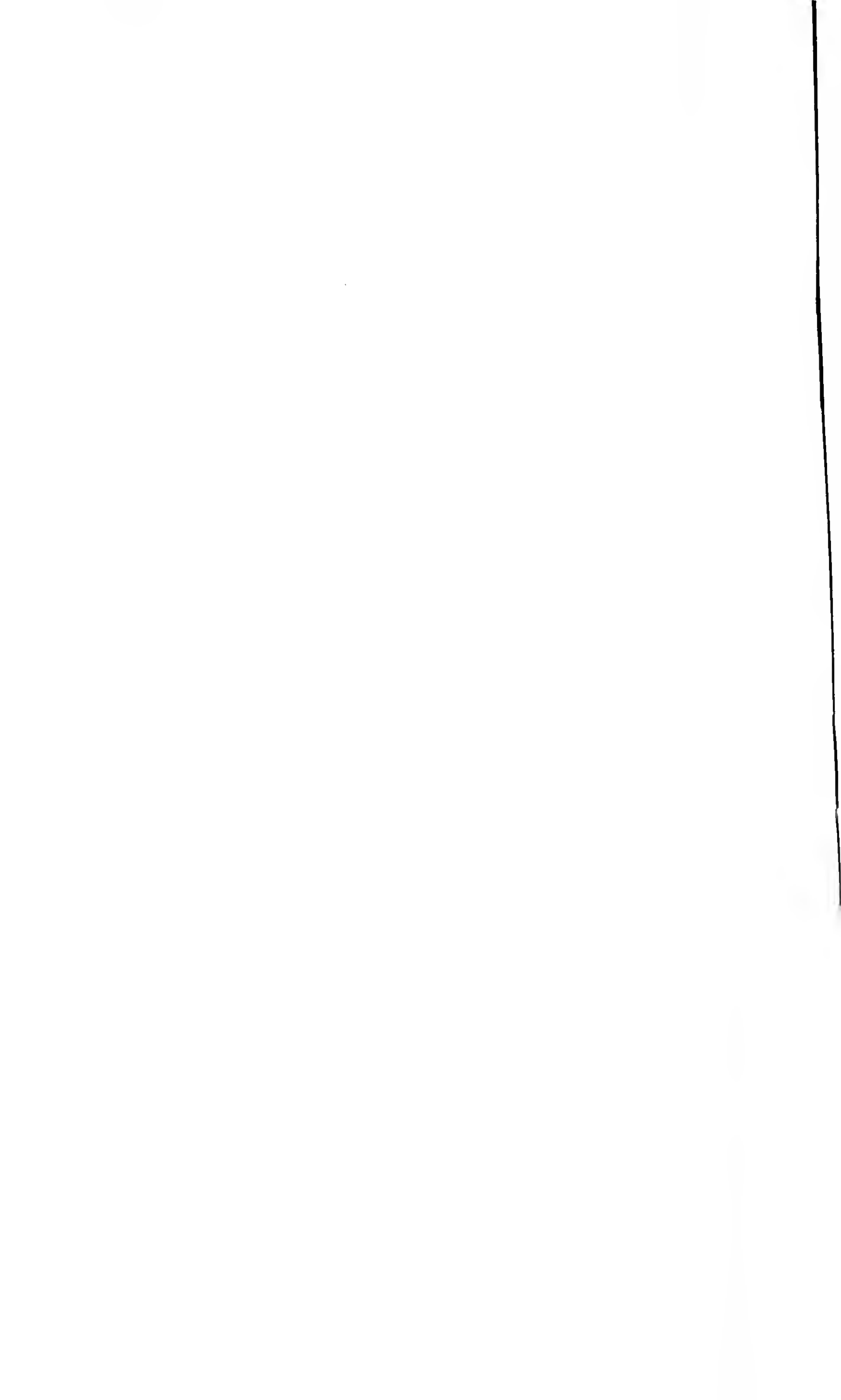
Es heißt mit dem wissenschaftlichen Namen Gastro-

philus nasalis. Ich habe es vorgestern aus dem Lexikon festgestellt. Und den Namen vergeß ich nicht.

Schicksal

Eine Episode aus der Belagerung von Antwerpen





Der große sibirische Tiger „Castor" durchmaß geduckt und unruhig seinen Käfig. In der Mitte des eintönigen Weges blieb er manchmal wie horchend stehen und sah zwischen den Gitterstäben hindurch auf den stillen, umbuschten Gartenplatz hinaus. Immer nur kurze Zeit. Dann wanderte die riesige Katze fast lautlos weiter — den Halbkreis hin und zurück, hin und zurück.

Der Garten war fast gar nicht mehr besucht. Das Wetter war schon seit Tagen herbstlich geworden. Graue Regenwolken hingen niedrig über der Stadt. Ein paarmal täglich blies sie der Wind auseinander, dann leuchtete kurz die Sonne, eine kränkliche Oktobersonne, hernieder, aber ebenso oft rieselten auch rasch vorübergehende Regenschauer in die schönen alten Bäume ringsum. Das Laub dieser Bäume war noch grün, nur die Kastanien flammten schon ganz in Gold. Wie lange noch, dann war auch diese Pracht vorüber. Dafür sorgten schon die Nebel, die schweren Seenebel, die sich immer mehr bemerkbar machten.

Ein alter grauköpfiger Wärter kam jetzt den menschenleeren Weg hinunter. Als der Tiger ihn sah, machte er einen Buckel und fing zu mauen und zu schnurren an. Da lächelte der Graukopf wie aus trüben Gedanken.

„Ja doch, Castor," sagte er, „du kannst es natürlich wieder nicht erwarten! Du bist ein Vielfraß, mein Alter . . . selbst am Mittwoch willst du nicht fasten!"

Gutmütig brummend betrat er das Innere des Raubtierhauses, aus dem ihm ein durchdringender Geruch entgegenschlug. Es war damit heute schlimmer als sonst: an diesen feuchten Tagen dünsteten die Tiere stärker aus.

Sie hatten sich fast alle hier in die Wärme zurückgezogen: da lag die mächtige Löwin „Cora" in eherner Ruhe, da drängten sich hungrig die Somali-, Berber- und Kaplöwen, da funkelten die rundsternigen Augen des bengalischen Königstigers, und die Leoparden, Pumas, Jaguare sprangen mit behenden Sätzen an ihrem Gitter entlang, als sie den alten Jean Thiry sahen.

Er nickte ihnen zu und kraute diesem und jenem den Kopf durch die Stäbe — sie waren alle seine Freunde bis auf die heimtückische Bestie, die im Eckkäfig fauchte. Aber sie hofften vergebens auf seinen Besuch. Er ging natürlich wieder zu seinem Liebling Castor.

Castor hatte ihn schon kommen hören. In ungestümer Freude drängte er sich an ihn heran und leckte mit seiner heißen, rauhen Zunge nach den Händen des Wärters. Der schüttelte ihn liebkosend an dem pelzigen Fell.

„Bravo, mein Alter," sagte er ... „wir sind nicht so verweichlicht wie die andern. Wir bleiben lieber hier draußen, als drinnen in der dumpfen Luft."

Und er fing knurrig zu lachen an, als die große Katze begehrlich nach seiner Tasche schnoberte.

„Nom de tonnerre, wie du riechen kannst, Bursche!" schalt er vergnügt und setzte sich auf einen Vorsprung des Felsaufbaues, der im Hintergrunde des Freikäfigs

angebracht war. „Sachte, sachte — du kriegst es ja, obwohl es verboten ist! Wenn der Direktor es sieht, hat meines Vaters Sohn nicht zu lachen."

Aber weil niemand in der Nähe war, zog er ein gutes Stück rohen Fleisches aus der Tasche und warf es dem Tiger zu. Der fiel mit Heißhunger darüber her, zerriß es, schlang es hinab und lüsterte nach neuem.

Da jedoch machte ihm der alte Jean Thiry ernsthafte Vorhaltungen. Wie auf einen Menschen, der keinen Verstand annehmen will, redete er auf ihn ein. Solch ein verwöhntes Luder könnte man jetzt nicht brauchen. Er hätte ihm doch schon seit Wochen gesagt, daß eine schwere Zeit käme.

„Wir haben Sorgen, mein Lieber .... wir haben große Sorgen. Gebe Gott, daß alles gut geht!"

Und vorgebeugt lauschend: „Hörst du? Es scheint meiner Treu, als ob die verfluchten Deutschen schon wieder nähergerückt sind!"

Aus der Ferne tönte Kanonendonner herüber. Hellere und dumpfere Schläge lösten sich fast ununterbrochen ab.

„Das sind die Unseren," murmelte der Graukopf, als eine ganze Reihe von leichteren, sich schärfer absetzenden Klängen aufeinanderfolgte. Doch immer, wenn es dann dunkel dazwischen dröhnte, kniff er die bartlosen Lippen zusammen.

„Was für Barbaren!" sagte er hart und nickte wie bestätigend. „Du, mein Alter, bist besser als sie! Nun, sie werden sich die Köpfe einrennen, diese Deutschen. Horch, wie sie schießen! Aber wir halten es aus ... wir halten es ein ganzes Jahr lang aus! Und bald

werden unsere Soldaten mit den Engländern sie zurücktreiben!“

Der Gedanke beruhigte ihn. Es zogen ja fortwährend neue Truppen durch die Stadt. Er selber hatte noch kürzlich eine ganze englische Brigade ankommen sehen und hatte den Hut geschwenkt und geschrien wie alle anderen. Gleich darauf waren belgische Regimenter unter den Klängen der Brabançonne durch die nahe Avenue de Keyzer marschiert, und täglich hörte man von frischen Kräften, die anrückten. Auch auf die Franzosen durfte man hoffen, wie die Zeitungen sagten. Da würden sich also die grauen deutschen Teufel blutige Köpfe holen. Antwerpen war nicht Brüssel! Antwerpen bekamen sie im Leben nicht!

Ganz vergnügt rieb er sich die Hände. Kaum aber hatte Castor seine bessere Laune bemerkt, da begann er auch von neuem zu schmeicheln und zu spielen. Er wälzte sich auf dem Rücken, drängte sich an Jean Thiry heran und blinzelte zu ihm empor, während der dunkelgeringelte Schwanz den Boden klopfte.

„Immer soll man sich mit dir beschäftigen,“ brummte der Graukopf und beugte sich nieder. Doch man merkte, wie gern er es tat. Als ob er einen Haushund vor sich hätte und keinen sibirischen Tiger, kraute er dem Tiere den weißen Backenbart und liebkoste es.

„Brav bist du, mein Großer ... der Beste von allen! He, he, zerdrück' mir den Fuß nicht! Nein, du wirst keine Not leiden! Wir haben Pferdefleisch in Mengen, es ist jetzt billig. Nur mit dem Wasser müssen wir sparsam sein. Sie haben die Leitung zerstört, diese Barbaren!“

Wohlig schnurrend hatte die riesige Katze unter den Liebkosungen halb die Augen geschlossen, so daß nur ein schmaler Spalt noch offen blieb.

Da tönte in der Nähe ein kurzer Ausruf des Staunens, und blitzschnell warf sich Castor herum.

Auch Jean Thiry sah auf und erhob sich sofort in rascher Verlegenheit. Denn draußen vor dem Gitter stand der Direktor mit einem Offizier der Bürgerwehr.

Der Offizier mochte das zärtliche Spiel zwischen Wärter und Tiger beobachtet haben und deshalb in den verwunderten Ruf ausgebrochen sein.

„Ist er so zahm?“ fragte er jetzt, halb zum Direktor, halb zu Jean Thiry gewandt. Er bog sich über die Schutzstange und streckte die Hand aus.

„Vorsicht“, mahnte der Direktor und zog ihn zurück. Gerade noch rechtzeitig genug. Denn fast im gleichen Augenblick hatte sich das mächtige Raubtier mit einem gewaltigen Satze gegen das Gitter geworfen und schlug mit der Pranke hindurch, als wollte es den Fremden töten und an sich reißen.

Auf einen zornigen Ruf des Wärters duckte es sich wie beschämt.

„Er ist schlechter Laune, Herr Direktor,“ erklärte Jean Thiry gleichsam entschuldigend. „Es ist heute sein Hungertag.“

Der Direktor hatte ein bekümmertes Gesicht. Er nickte nur flüchtig und fragte, ob die anderen Tiere drinnen wären. Auf die Bejahung betrat er neben dem Offizier das Innere des großen Hauses.

In einer seltsamen Unruhe verließ der Graukopf den Käfig. Er sah von weitem, wie sich die beiden Herren

nachher verabschiedeten. Dann kam der Direktor allein noch einmal zurück und verweilte einige Minuten vor dem Gitter des Bastards Empereur.

Der Empereur war sein besonderer Stolz; er war hier im Garten aus der Kreuzung eines Somalilöwen mit einer Bengaltigerin zur Welt gekommen, ein gewaltiger und doch dabei sehr sanfter Bursche. Als der Direktor sich nach kurzer Zeit wandte, hatte er Tränen im Auge.

„Mein lieber Thiry," sagte er bewegt, „pflegen Sie Ihre Freunde noch recht gut. Wer weiß, wie bald wir sie verlieren."

„Herr Direktor," stammelte der Wärter erschrocken. Seine Stimme zitterte. Er getraute sich nicht zu fragen. Nur wie beschwörend fügte er hinzu, daß man doch reichlich Vorräte habe und trotz der Belagerung nicht in Verlegenheit käme.

Angstvoll hingen seine Augen dabei an dem Vorgesetzten.

„Wenn es nur daran läge!" antwortete dieser mit trübem Lächeln. Er zögerte weiterzusprechen. Dann zuckte er die Achseln, als ob es unnötig wäre, noch irgend etwas zu verheimlichen.

„Die Lage ist ernst. Das Bombardement ist heute mittag angesagt worden, und die Stadt soll bis zum äußersten gehalten werden. Bleiben Sie jedenfalls auf Ihrem Posten!"

Dem Alten dröhnte der Kopf. Er verstand es lange nicht.

„Das Bombardement ist angesagt worden," murmelte er vor sich hin. Dann hatten die Zeitungen

also gelogen, dann war das heimliche Raunen von Mund zu Mund also doch richtig gewesen, und die Deutschen hatten Welhaem, Lierre und die andern Außenforts schon genommen! Denn sonst konnten sie doch die Stadt nicht bombardieren!

Und plötzlich begriff er. Bei der Beschießung konnten Granaten auch hierher fliegen, konnten einen Teil des Raubtierhauses zerstören und den wild gewordenen Bestien den Weg in die Freiheit öffnen. Deshalb war heute der Offizier da: nötigenfalls mußten die Tiere vorher erschossen werden!

Er stöhnte. „O mein Gott, mein Gott," sagte er vor sich hin und faßte sich an den Kopf.

Das ertrug er nicht. Die Tiere waren das einzige, was er noch im Leben hatte. Sie ersetzten ihm Haus und Familie, Freunde und Vergnügen. Sie hingen an ihm, wie er an ihnen. Auf der ganzen Welt war keiner, der ihn liebte, dem sein Kommen Freude machte. Aber Castor schnurrte vor Glück, wenn er zu ihm trat; Castor war ihm wie sein eigenes Kind.

Er hatte ihn gerettet — bald nachher, als sie von Wladiwostok die beiden jungen sibirischen Tiger Castor und Pollux erhalten hatten. Pollux war eingegangen; Castor stand in der Gefahr, zu erblinden. Eine bläuliche Haut hatte sich über beide Augen gezogen; der Tierarzt wußte sich keinen Rat mehr; das Sehvermögen des prachtvollen Tieres schien unrettbar verloren. Da hatte er es ganz allein monatelang mit Hausmitteln versucht, bis die Heilung gelungen war. Seitdem hing Castor wie ein treuer Hund an ihm,

und auch er fühlte, daß er ohne das Tier nicht mehr auskommen konnte.

Seine Kollegen, zu denen wohl allerlei Gerüchte durchgesickert waren, fanden sich bei ihm ein, fragten, gaben ihre Meinung zum besten. Sie selber waren ja gut heraus: um das ungefährliche Viehzeug, das ihnen anvertraut war, kümmerte sich niemand. Er hatte sie stets ein wenig verachtet: für ihn gab es eben nur die großen Raubtiere. Aber nun horchte er doch auf ihre Worte.

„Wart's ab, Thiry," sagte der einäugige Louis Parent, „es wird nicht so schlimm werden. Die Franzosen sollen in Eilmärschen heranrücken, und die Deutschen werden sich zurückziehen. Hört ihr sie noch schießen? Nein? Nun, da haben wir's!"

Es war wirklich still geworden. Seit mehr als einer Woche war man diese Stille kaum noch gewohnt. Eine Stunde verging, eine zweite, eine dritte, aber es blieb in der Tat alles ruhig. Man hätte hier, unter den Bäumen des herrlichen Gartenparks, glauben können, im tiefsten Frieden zu leben.

Dann wurde es dämmerig, aber noch immer hielt diese Stille an. Sie wurde förmlich unheimlich. Sie hatte etwas Unnatürliches. Sie war schwer von einer fieberhaften Unruhe und Erwartung.

Wie auf Katzenpfoten kam die Dunkelheit. Sonst hatten sich um diese Zeit Lichtgirlanden durch den Garten gezogen, und die Wege waren voller Menschen gewesen. Jetzt blieb alles tot und finster. Das Licht durfte nicht angezündet werden — hier nicht und nebenan in den Straßen erst recht nicht. Aber

noch immer drängte sich dumpfes und hastendes Leben durch die Straßen, als wäre ein ganzes Volk auf der Wanderung. Den benachbarten Hauptbahnhof schien eine riesige Menge zu belagern. Man hörte es wie ein Brausen bis in den abgeschlossenen Garten hinein. Und ein aus der Stadt zurückkehrender Wärter erzählte, daß ein ungeheurer Zug von Wagen und Fußgängern nach Norden ströme, der holländischen Grenze zu ...

Jean Thiry hatte keine Gedanken dafür. Die Menschen waren ihm gleichgültig. Er dachte nur an seine Tiere.

„Pflegen Sie sie gut," hatte der Direktor gesagt. Und er ging trotz der späten Stunde noch in die Kühlräume und füllte einen Eimer mit Fleischstücken für Castor.

Dann überfiel ihn die Müdigkeit. Er hatte die letzten Nächte, die von dem immer näherrückenden Kanonendonner erfüllt waren, sowieso nicht schlafen können. Es war auch heute wieder spät geworden, es mußte fast Mitternacht sein. Und wie zur Bestätigung fingen kurz darauf die Uhren zu schlagen an. Man hörte sie von den Türmen. Am deutlichsten tönten die Klänge von St. Joseph herüber.

Mechanisch zählte er mit: Zehn — elf — zwölf! Aus größerer Ferne kam noch ein Nachzügler hinterher. Nun war es wieder ruhig.

Aber mit einem Male erfüllte ein schrecklicher Donnerschlag die Luft, daß alles zu zittern schien, und als wäre die Hölle aufgetan, brach ein ungeheuerliches Konzert los.

Wie die wilde Jagd, Tod und Verderben bringend,

sauste es in den Höhen. Das zischte und pfiff, knallte und krachte, heulte hoch gleich Hunden und grollte tief wie furchtbare Wetterschläge; das zersprang wie ein Feuerwerk droben in Himmelsweiten und fiel gleich Leuchtkugeln hernieder; das tanzte und tobte mit wildem Gesang und regnete mit eisernem Hagel; das erhellte die Nacht und trug Feuer und Flammen in die Gassen, die kein Licht haben sollten.

Entsetzt war der alte Jean Thiry zurückgetaumelt. „Himmlische Barmherzigkeit!" sagte er zitternd und sah nach droben. Die Knie wankten ihm.

Und schon drang von den Straßen das Brausen der Angst, das Schreien und Rufen der aus den Häusern stürzenden Menschen und mischte sich mit dem Höllenlärm der sausenden, einschlagenden, explodierenden Geschosse.

Halb angekleidet jagten aus dem Schlaf geschreckte Wärter dem Ausgange zu, wie sinnlos aus der Einsamkeit des Gartens hinausstrebend, als wären sie unter den verzweifelten Massen, die draußen durcheinanderliefen, sicherer.

Und als teilte sich das Entsetzen aller Kreatur mit, ward es nun auch in dem weiten Parke lebendig. Schauerlich dröhnte das Trompeten der Elefanten, das Brüllen der Löwen, das Heulen der Hyänen, das durchdringende Geschrei und Geflatter der Vögel, das Kreischen, Krächzen, Orgeln und Lautgeben unzähliger Stimmen durch die Nacht — ein wirrer Begleitchor zu dem gewaltigen Requiem, das die schweren Geschütze ohne Unterbrechung der Scheldestadt sangen.

Zitternd, mit den mächtigen Pranken die eisernen Gitterstäbe umfassend, als wollte er sie wie Streichhölzer zersplittern, hatte sich der sibirische Tiger aufgerichtet. Im durchbrechenden Mondlicht schimmerte die weiße Behaarung des Hinterleibes und der Innenseite der Gliedmaßen, die Schnurrhaare schienen sich zu sträuben, grünlich glühten die Lichter, und ein Fauchen und Schnurren der Wut, mehr noch der Angst, drang dem Wärter entgegen.

Der suchte das Tier zu beruhigen, obwohl er selber noch an allen Gliedern flog. Aber bei dem stetig anschwellenden Getöse war es unmöglich.

Da ging er zu Castor hinein. Mit einem winselnden Mauen verkroch sich der Tiger hinter ihm und drängte sich an ihn, daß er seinen heißen Atem spürte. Es war, als ob er in dem tobenden Aufruhr bei demjenigen Hilfe suchte, der ihm schon einmal geholfen hatte.

Von Viertelstunde zu Viertelstunde schien sich das eiserne Konzert zu verstärken. An dem nun ganz mondhell gewordenen Himmel sah man die weißen Rauchwölkchen der platzenden Schrapnells; mit langgezogenem Heulen und Zischen fuhren die schweren Granaten daher und schlugen irgendwo mit dröhnendem Krachen ein. Zuzeiten schien die Luft ganz erfüllt von springenden Bomben und flüssigem Feuer, und die Atmosphäre blieb in einer einzigen Erschütterung, als wüteten ein Dutzend Gewitter gegeneinander.

Immer spürbarer breitete sich auch ein Brandgeruch über die Stadt. Es roch nach Rauch, und nach Süden

zu, über der Vorstadt Berchem, schwelten dunkle, von unten rot angestrahlte Wolken.

Wie gelähmt, dem gleichen, unheimlichen Schicksal überantwortet, hockten Jean Thiry und der sibirische Tiger in dem Außenkäfig zusammen. Das Tier war ruhiger geworden, seit der Wärter bei ihm war. Doch aber ging durch den geschmeidigen Leib immer wieder ein Zucken, wenn es in den Lüften so prasselte, pfiff und krachte, und abirrend suchten die Augen das Dunkel.

Bis jetzt war der Garten noch verschont geblieben.

„Sie schießen zu kurz, sie treffen uns nicht," sagte der Graukopf immer von neuem wie zum Troste vor sich hin. „Wir, mein Großer, werden leben bleiben! Sie müssen doch kommen, die Engländer und die Franzosen, sie werden dieser Hölle bald ein Ende machen!"

Aber statt dessen nahm das furchtbare Getöse nur noch weiter zu. Als ob sich immer mehr eherne Mäuler auftäten, schwoll das erd- und lufterschütternde Donnern zu ungeheurer Gewalt an. Das jüngste Gericht schien hereinzubrechen. Wie rasend tobten die riesigen Raubtiere gegen die starken Vergitterungen.

Auch Castor lag nicht mehr. In wilden Sätzen sprang er, laut den anderen Bestien antwortend, im Kreise, von wachsender Erregung aufgetrieben. Einen Augenblick hatte selbst Jean Thiry ein beklommenes Gefühl, als die mächtige Katze, mit dem Schwanz peitschend und immer wie zum Sprunge geduckt, in der Dunkelheit unruhig den Käfig umkreiste.

Aber Castor würde ihm selbst im schlimmsten Falle nichts tun — eher schon die vor Schreck halb sinnlosen

anderen Bestien. Es war besser, er holte sich den Revolver.

Als er damit zurückkam, hörte er in der Nähe einen dumpfen Schlag, dem nach einigen Sekunden ein dröhnendes Krachen folgte.

Bis in den Garten hinein drang der Entsetzensschrei der Massen: „La gare! La gare!"

Irgendwo am Bahnhof, dem dicht neben dem Garten gelegenen Hauptbahnhof war eine Granate eingeschlagen. Da wußte Jean Thiry, daß er auf alles gefaßt sein mußte. Im Laufschritt eilte er auf seinen Posten zurück.

Eine halbe Stunde noch raste der Schrecken weiter, dann ebbte er langsam ab. Und ebenso jäh, wie er begonnen hatte, war er plötzlich verstummt. Man glaubte es noch nicht; das Ohr konnte sich an die Stille noch nicht gewöhnen; es summte, pfiff, heulte noch weiter in ihm. Aber ruhig und klar, als ob die letzten Stunden überhaupt nicht gewesen wären, schlug die Uhr von St. Joseph durch die Nacht. Sie schlug die dritte Morgenstunde.

Der Alte wartete noch eine ganze Zeitlang ab. Doch die Beschießung hatte wirklich aufgehört. Warum? War die Hilfe nahe? Zogen sich die Deutschen zurück? Eine zage Hoffnung erfüllte ihn. Aber mit dem Ende des aufpeitschenden Höllenspektakels hatte ihn auch die Kraft verlassen. Ihn fror, und er taumelte vor Müdigkeit. Da warf er sich in dem kleinen Wärterraum auf den Strohsack und verfiel in Schlummer.

Als er auffuhr, dämmerte fahles Morgenlicht. Völlig zerschlagen und übernächtig machte er seine Runde.

Dann wartete er — worauf, wußte er selber nicht.

Gegen 9 Uhr vormittags marschierte eine kleine Abteilung der Garde civique unter Führung eines Offiziers in den Garten. Der Direktor begleitete sie. Er war blaß, aber gefaßt. Er schien abgeschlossen zu haben. Offenbar war er reisefertig und im Begriff, sich dem Strom der Flüchtenden anzuschließen.

Als Jean Thiry die Mannschaften erblickte, fing er zu zittern an, und der kalte Schweiß trat ihm auf die Stirn. Es würgte ihm etwas in der Kehle, wie wenn ein Schrei herauswollte, aber der Schrei zerbrach.

„Schließen Sie die Durchlässe, Thiry!" sagte der Direktor. Und ohne ein Wort der Widerrede, wie betäubt, führte der alte Mann den Befehl aus.

An dem kühlen Morgen hielten sich die Tiere sämtlich in den wärmeren Innenkäfigen auf; mechanisch sperrte er ihnen den Weg nach draußen ab. Nur der sibirische Tiger, durch seinen stärkeren Pelz geschützt, lag auch jetzt im Freien. Trotz aller Mühe ließ er sich nicht hineinlocken.

Der Direktor wartete. „Es tut nichts," sagte er und hob die Hand. Langsam, als ob ihm jeder Schritt schwer würde, ging er dem Offizier nach, der mit seinen Leuten schon im Innern des Hauses verschwunden war.

Da stöhnte Jean Thiry, klammerte sich an die Eisenstange und preßte den grauen Kopf dagegen. Er sah sich nicht nach Castor um. Der lag noch ruhig auf den Steinen des felsigen Aufbaues.

Plötzlich krachte von drinnen die erste Salve. Es war wie ein einziger Knall. Er berührte das Ohr kaum,

das die übermächtige Sprache der Geschütze gewohnt war.

Aber wie ein Pfeil flog der Tiger im gleichen Augenblick auf, während von drinnen das angstvolle Brüllen der aufgeschreckten Bestien kam. Und indes Salve auf Salve abgegeben wurde, ging dieses Brüllen in ein wahnsinniges Heulen der Angst über, als ob jede einzelne der großen Katzen ahnte, was ihr bevorstünde. Wie besessen sprang Castor im Kreise; er schien nach einem Versteck zu suchen, um sich darin verbergen zu können.

In gleichmäßigem Abstand aber fielen die Schüsse! Jean Thiry zählte jeden. Jeder ging ihm durchs Herz.

Jetzt, dachte er in unfaßbarer Verwirrung, wird der Empereur daran sein, jetzt der schwarze Jaguar, jetzt die beiden Sundapanther oder die Kora.

Und nun dröhnte das schreckliche Schmerz- und Wutgebrüll eines schlecht getroffenen Löwen — das mußte der alte Kaplöwe Pierre sein! Eine Orgie des Schreckens und der Todesnot brandete durch das ganze Haus, aber immer mehr Stimmen schieden aus dem fürchterlichen Konzert. Jetzt mochten es noch ein halbes Dutzend sein, jetzt vier, jetzt zwei, bis dumpf und schaurig ein einsames letztes Gebrüll noch klang und in einem Röcheln erstarb.

Wenige Minuten später standen die sechs Soldaten der Bürgerwehr schußfertig vor dem Außengitter. Der Offizier forderte den Wärter auf, sich zu entfernen. Der ging auch ein paar Schritte zurück. Aber als der Tiger mit einem winselnden Mauen sich hinter

ihm versteckte und ihm den Weg sperrte, kam die Verzweiflung über ihn.

Er hob beide Hände: „Erbarmen, Herr! Lassen Sie ihn leben! Ich übernehme die Verantwortung! Ich will bei ihm bleiben — keinen Schritt rühre ich mich! Er folgt mir, er tut niemandem etwas zuleide!"

Und so flehend und ergreifend war das Bitten und Betteln des alten Mannes, daß die Soldaten die Augen senkten und mit einem unentschlossenen Ausdruck den Offizier streiften.

Doch der zuckte die Achseln: „Ich habe Befehl! Und außerdem — —"

Er mochte an gestern denken. Er mochte daran denken, daß er eine Probe von der Wildheit des sibirischen Tigers erhalten hatte. Aber er sprach es nicht aus. Er machte nur eine halbe Bewegung dem Direktor zu.

„Sehen Sie, Thiry," sagte dieser. „Erschweren wir den Herren ihre schreckliche Aufgabe nicht noch mehr!"

„Herr Direktor," schrie der Graukopf jammernd und faßte sich an die Stirn, „dreißig Jahre bin ich hier im Garten. Hab' ich nicht meine Schuldigkeit getan? Hab' ich jemals gebeten? O mein Gott, haben Sie Mitleid!"

„Genug!" erwiderte der Direktor und hob wie fröstelnd die Schultern. „Ich selbst, mein braver Thiry, leide ebenso wie Sie. Das Vaterland will es. Denken Sie an die Hunderttausende, die ihre Väter und Brüder, Gatten und Söhne opfern müssen! Und Sie wollen nicht einmal dieses Opfer bringen, das zur Sicherung der Stadt nötig ist?"

Er gab seiner Stimme einen festeren Klang: „Ich fordere Sie auf, den Käfig zu verlassen!“

Jean Thiry ging. Wortlos, ohne sich umzusehen, die rechte Hand lose ausgestreckt, als wollte er nach den Stäben tasten, ging er hinaus.

Bis zum letzten Augenblick hatte Castor sich hinter ihm zu bergen gesucht. Als er sich allein sah, raste er ein paarmal kreuz und quer durch den Raum und duckte sich dann feige, während sich sein Fell zu sträuben schien, auf den Steinen, in die äußerste Ecke hinein, den Blick unverwandt auf die Schützen gerichtet.

Sie trafen diesmal nicht gut. Aufbrüllend, aus ein paar Wunden blutend, sinnlos vor Angst und Wut, schnellte die Riesenkatze mit jähem Sprung gegen die Vergitterung, ohnmächtig mit den gewaltigen Pranken in die leere Luft schlagend.

Die Bürgersoldaten waren unwillkürlich zurückgewichen. Nur ein einziger schoß kaltblütig von neuem.

Mit aufgerissenem Rachen wandte sich der Tiger ihm zu. Aber in der nächsten Sekunde lief ein krampfhaftes Zucken durch seinen Körper, und sich halb überschlagend stürzte er wie gefällt zusammen.

Der alte Wärter sah und hörte nichts mehr davon. Als wäre alles nur ein böser Traum, schlich er durch den Park und stand gedankenlos ein paar Minuten an dem Teich der Wasservögel. Dann ging er weiter — langsam dem Ausgang zu.

„Ich habe hier nichts mehr zu tun!“ sagte er sich immer von neuem. Und ohne Sinn und Ziel irrte er durch die Straßen, Stunden um Stunden.

Es kümmerte ihn nicht, daß unausgesetzt die deut-

schen Kanonen herübersangen. Es war am Tage auch nicht halb so schrecklich wie des Nachts. Mitten auf dem Fahrdamm, auf dem sonst die elektrischen Bahnen gingen, schritt er dahin. Nur wenige Leute hatten sich außer ihm hinausgewagt. An die Häuser gedrückt, liefen sie dahin. Sonst war alles leer und tot; die meisten geflohen, die Zurückgebliebenen zusammengedrängt in dunkle Keller, deren Fenster mit Sandsäcken und Matratzen verbaut waren.

In einer Kellerkneipe, die noch offen war, aß und trank er etwas. Er war so todmüde, daß er in der Ecke auf seinem Stuhle einschlief. Niemand störte ihn. Als er aufwachte, wollte er erschrocken nach der Uhr sehen. Aber er ließ sie stecken. Wozu? Er hatte nichts mehr zu tun!

Das war das Schrecklichste! Keine Arbeit, die ihn mehr rief. Keiner, der ihn brauchte. Weder Mensch noch Tier, die auf ihn warteten. Er wußte nicht, was er mit seiner Zeit anfangen sollte.

In der Nacht — das war die Nacht zum Freitag — schien das Bombardement noch fürchterlicher zu werden. Aber es schreckte ihn nicht. Er irrte wieder durch die Straßen. Er sah, wie am Grünplatz eine Granate in ein Haus schlug, wie sie krepierend eine schwarze Rauchsäule senkrecht emportrieb, wie nach kurzem Kampf die Flammen emporloderten.

Doch er lächelte nur höhnisch. Es nützte ihnen alles nichts! Sie bekamen Antwerpen doch nicht! Wie eine fixe Idee hatte es sich in ihm festgesetzt, daß der Stadt nun nichts mehr geschehen könne. Es war ihm, als hätte er sie mit dem Opfer, das dargebracht worden

war, dem Himmel abgekauft. Das allein hielt und tröstete ihn. Seine Tiere, Castor voran, waren nicht umsonst gestorben.

Und während sich die dunklen Rauchmassen der brennenden Petroleumtanks über die tote Stadt wälzten, während gespenstisch die Lichtstreifen der Scheinwerfer über den Himmel huschten, während hoch droben das schreckliche Luftschiff fuhr und Verderben herniedersandte, wanderte Jean Thiry ziellos straßauf, straßab.

Gegen Morgen hörte er Leute davon reden, daß ein großer Teil der belgischen Armee bereits abmarschiert sei und sich auch die Engländer über die Schelde und Tête de Flandre nach Westen zögen.

„Das ist nicht wahr!“ schrie er auf. Es konnte nicht sein! Er wollte nicht zu diesen mutlosen Leuten gehören, die jeden Widerstand für nutzlos hielten.

Aber mit dem fortschreitenden Tage flog die Nachricht von Mund zu Mund. Er glaubte sie nicht. Er hörte die Forts noch immer feuern, und wie ein Verzweifelter stellte er sich taub gegen die immer bestimmter lautenden Gerüchte.

Um 11 Uhr vormittags ging am Notre Dame die weiße Fahne hoch.

Da brach das letzte, was ihn noch gehalten hatte, zusammen. Es war alles umsonst gewesen. Tot seine Tiere, die Stadt erobert, sein Vaterland verloren — das Leben hatte keinen Sinn mehr.

Ihm war, als sinke lautlos die Erde unter ihm fort, auf der er gestanden hatte; als schwebe er im leeren Raum. Und er wußte, daß er so nicht mehr leben

konnte. Nach der schrecklichen Ziellosigkeit der letzten 24 Stunden sah er zum erstenmal wieder ein Ziel vor sich.

Er kehrte in den Zoologischen Garten zurück und ging zu seinen Tieren.

Sie lagen noch alle, wie sie gefallen waren. Man hatte sich noch nicht einmal die Mühe genommen, sie zu verscharren. Mit verglasten Augen, die mächtigen Leiber im Todeskampf gereckt, ruhten sie reglos auf dem Boden ihrer Käfige.

Das Haus war völlig unverletzt; der ganze Garten schien überhaupt nicht gelitten zu haben.

Warum nun das alles? Er begriff es immer weniger. Wie eine höhnische Fratze grinste ihn die Sinnlosigkeit des Schicksals an.

Als er zuletzt in den Freikäfig zu Castor trat, kam die blasse Sonne durch Wolken und Dünste. Ein kränklicher Strahl fiel auf das gelbe, von den dunklen Querstreifen durchzogene Fell des sibirischen Tigers. Der Körper war schon längst starr und steif.

Jean Thiry beugte sich über ihn. „Wir werden nichts zu leiden haben, mein Großer!" sagte er. Und ohne Zögern setzte er den Revolver an.

Sein grauer Kopf sank sterbend gegen das prachtvolle Fell des toten Tieres. Wie schlafend lagen die beiden da, während die Sonne langsam weiter glitt und der dumpfe Marschtritt der einrückenden Sieger durch die Straßen der Scheldestadt dröhnte . . .

Trittchen

Aus den Aufzeichnungen eines Verwundeten





.... Als ich heut in der Sonne saß, vor mir den kleinen, stockfleckigen Band, den ich mitgebracht habe, hörte ich den fröhlichen Lärm der nach Hause strömenden Schulkinder. Über die Mauer, die den Lazarettgarten von der Straße scheidet, warfen sich hell und ungestüm ihre frischen Stimmen in die ruhige Luft. Ein junges Lachen klang so herzlich von weitem, daß ich den Kopf gewandt habe, um zu sehen, wo der vergnügte Junge steckte. Aber mein Blick traf nur die stille Mauer, die mich von der Welt da draußen abtrennt.

Wie lange ist es her, da habe ich selber solche lustigen Buben unterrichtet! Es scheint mir immer, als lägen viele Jahre dazwischen und nicht nur wenige Monate. Ich kann es manchmal noch schwer verstehen. Die Leute sind alle rührend nett zu mir und den andern. Ich rede mit ihnen, und der Arzt macht jedesmal einen Witz. Die Verwundung ist nicht gefährlich: Hand- und Armschuß. Im schlimmsten Falle könnte eine leichte Steifheit zurückbleiben.

Aber das Seltsame ist, daß ich es immer wie eine stille, unsichtbare Mauer um mich habe. Und wenn ich antworten sollte, was ich den ganzen Tag tue, so müßte ich sagen, daß ich mich immer nur wundere. Ob das noch andern so geht, weiß ich nicht. Ich wundere mich, daß die Kinder so fröhlich sind. Ich wundere mich, daß ich täglich mein schönes warmes Essen vorgesetzt bekomme ... auf die Minute pünktlich wie alle

andern. Ich wundere mich, daß jeder das als selbstverständlich betrachtet. Ich wundere mich, daß ich selber hier sitze und noch immer mit meiner alten Stimme spreche.

Dabei habe ich nichts erlebt, was nicht jeder andere im Felde auch erlebt hätte. Habe keine Heldentat getan und habe nichts weiter zurückgebracht als Wunden und dieses kleine abgerissene Buch, in dem ich noch immer am liebsten lese. Mit dem „Faust" bin ich ausgezogen, mit dem „Neuen Testament" bin ich heimgekommen.

Einer meiner Leute hat es mir geschenkt. Ein Landwehrmann, der von Hause aus Schuster war. Dem gehörte es. Er war ein ruhiger Mensch mit versteckten Augen, der mir zuerst gar nicht weiter auffiel. Die Kameraden hänselten ihn erst; aber er ließ es sich nicht anfechten. Nahm es nicht übel und zog während der Rast den kleinen Band vor. In manchem Chausseegraben habe ich ihn so sitzen sehen, wie er mitten unter Gespräch und Gelächter gleichsam abgeschlossen in dem Büchlein las. Er hatte die Angewohnheit, mit den Lippen lautlos die gelesenen Worte nachzuformen, und wenn er eine Seite umschlug, machte er vorher den Finger naß. Die Leute hatten ihm aus irgendeinem Grunde den Spitznamen „Trittchen" gegeben, und als er ruhig darauf hörte, als er ohne viel Wesens seinen Mann stand und sich doch in seinen eigensten Sachen nicht beirren ließ, da begannen die Hänseleien immer seltener zu werden, und ein paar Ältere hielten sich mehr und mehr zu ihm.

Wenn ich heut an ihn denke, so glaube ich fast, er

sei ein heimlicher Sektierer gewesen. Ich habe ihn nie gefragt. Ich wurde zum erstenmal auf ihn aufmerksam, als ich ein paar seltsame Worte von ihm vernahm. Er hatte nämlich wunderliche Lieblingssätze, die er mit einer gewissen Ergriffenheit zu wiederholen pflegte. Als wir den ersten Kanonendonner hörten, nickte er ein paarmal mit dem Kopfe und sagte, mehr zu sich als zu den Nebenmännern: „Das ist Gottes Wunderwagen, der durch die Welt rumpelt!" Und in diesem Augenblick, wo wir mit angehaltenem Atem lauschten und vielen ein menschliches Bangen durchs Herz glitt, klangen die irgendwo aufgelesenen Worte so merkwürdig groß und eindringlich, daß mir dieser kleine Schuster direkt von Jakob Böhme und den deutschen Mystikern herzukommen schien. Es hat auch keiner damals gelacht.

Nun, der „Wunderwagen", der Schrecken und Tod spie, rumpelte näher; er rumpelte über Dörfer, die in Flammen aufgingen; er rumpelte über Gerechte und Ungerechte; er zog über unsere Häupter, schlug seinen eisernen Hagel nieder und riß viele so gewaltig hin, daß sie niemals wieder aufzustehen begehrten und in Ewigkeit kein Wort mehr sagen konnten. Wir anderen aber sind in seinem Rollen vorwärts gegangen, oft taumelnd vor Müdigkeit, vorbeistürmend an Not und Tod und unaussprechlichem Jammer, Gruben für die Toten und Gräben für die Lebenden grabend, ohne Gedanken an gestern und morgen. Schoben sich dann einmal Ruhetage dazwischen, so saß Trittchen unfehlbar vor seinem Buche. Er las niemals lange. Manchmal nur ein paar Minuten. „Ich hol' bloß

Atem," sagte er einmal. Und allmählich begann dieser und jener, sich den Band von ihm auszuborgen. Zuerst heimlich. Die Leute schämten sich ein wenig. „Gib mal her, Trittchen," brummten sie wohl, — „es ist sonst gar zu langweilig." Und das Schusterchen nickte und gab — nahm zurück und nickte wieder. Alles ganz sachte, ohne zu fragen oder sich mit einem Rat aufzudrängen.

Da geschah es, daß wir wieder einmal vorgezogen wurden und uns eingraben mußten. Fast zehn Tage lang lagen wir auf 400 Meter Entfernung dem Feinde gegenüber. Es regnete den Tag, es regnete die Nacht; das Stroh faulte; feucht und verdreckt hockten wir unter dem grauen Himmel; nur im Schutze der Dunkelheit konnte von den Feldküchen das Essen herangeholt werden; es war kalt, wenn wir es bekamen. Und als das immer so weiterging, da war es, als löste sich fremd und schmerzlos wie ein Kleid alles von uns ab, was wir früher gewesen waren und was wir hinter uns zurückgelassen hatten. Es sank schattenhaft in irgendwelche Dämmerung. Nahe waren uns nur der Feind und der Tod; aber fern, fern lag das Leben, aus dem wir gekommen waren. Man konnte sich nicht mehr vorstellen, daß man vielleicht einst zu ihm zurückkehren würde. Man hatte auch kaum noch Sehnsucht danach. Es ward gleichgültig und unverständlich.

Manchmal, des Abends, wenn die Knallerei für ein paar Stunden aufgehört hatte, zog ich noch gewohnheitsgemäß meinen „Faust" hervor und versuchte zu lesen. Wir hatten uns in einer kleinen Bodenerhebung

einen mit Bohlen versteiften Höhlenraum eingerichtet, dessen Zugang schwierig, der sonst aber ganz behaglich war. Bei einer Azetylenlaterne hab' ich an einem Tisch aus Kistenbrettern im „Faust" geblättert; aber ich schäme mich fast, es zu sagen: es kam eine Stunde, wo auch er mich verließ. Er sank langsam mit der Welt zurück, aus deren schönsten Säften und Kräften er gewonnen ist. Er knüpfte sich an Bedingungen und Voraussetzungen, die uns unter den Füßen verschwunden waren. Und in einer wunderlichen Beklemmung hob ich den Blick von den Seiten.

Da kam gerade, ruhig und bescheiden wie immer, Trittchen dazu, setzte sich in einiger Entfernung, daß er eben noch einen Lichtstreifen der Azetylenlaterne erhaschte, und begann nach seiner Art an einer beliebigen Stelle seines Büchleins zu lesen. Und wie er so ganz abgeschlossen und ruhig dasaß, den Zeigefinger flüchtig an die Lippen führte und umblätterte, die Seite noch einmal zurückwandte und völlig ausgefüllt war von den Worten, die er aufnahm und tonlos nachbildete, — da ergriff mich fast ein Neid und dazu das Verlangen, jenes Buch, das ihn so gelassen machte, auch einmal in Händen zu haben. Ich fragte ihn nachher, ob wir nicht einmal wechseln wollten. Er gab mir freundlich mit seinem kurzen Kopfnicken das Neue Testament herüber, aber als ich ihm das Heftchen mit dem „Faust" reichen wollte, dankte er und nahm es nicht. Das ärgerte mich sekundenlang, so daß ich ihm klar machte, welches Werk er zurückwiese. Doch er blieb auch dann bei seiner stillen Ablehnung. Er wollte nicht mehr lesen. Das drückte er wieder in seiner

merkwürdigen Art aus. Er sagte nämlich: „Ich bin satt."

So habe ich denn nur in seinem Bändchen geblättert, das durch die Hände so vieler Landwehrleute gegangen war und überall ihr Fingersiegel an sich trug. Nach einer Weile gab ich es zurück und wollte ein paar Stunden ruhen. Doch ich kam nicht dazu, denn aus irgendeinem Grunde setzte das Schießen ein und dauerte fast die ganze Nacht ohne Unterbrechung an. Wahrscheinlich glaubte jede Seite, daß der Feind einen Angriff plante.

Erst im dichten Morgennebel wurden wir abgelöst. Fröstelnd tappten wir im Zickzack durch den Verbindungsgraben zurück. Da erhielt ich die Nachricht, daß ich zum Oberlehrer ernannt sei. Zum Oberlehrer! Und hier erfuhr ich es! Monatelang hatte ich sehnsüchtig darauf gewartet. Aber nun war es mir bloß erstaunlich, als griffe eine versunkene Welt, mit der ich jede Verbindung verloren hatte, noch einmal nach mir hinüber. Und zum erstenmal befiel mich jenes Verwundern, das mich jetzt auf Schritt und Tritt begleitet . . .

Wie die Toten haben wir den Tag über geschlafen. In der Dunkelheit wurden wir dann wieder nach vorn gezogen. Aber als ich nachts an dem Kistentische in unserem Unterschlupf saß, kam Trittchen heran und brachte mir sein Buch. Er war sehr verlegen; er bot es sonst niemals an. Ich nickte ihm zu und legte es auf den „Faust"; ich habe wohl auch die Bemerkung gemacht, daß ich nun nicht verderben könne. Da sagte er ruhig: „Meins ist besser" und kroch in den Schützengraben zurück.

Diesmal las ich länger. Es dämmerte mir, was der kleine Schuster meinte, als er vom Atemholen und Sattwerden sprach. Gegen Morgen aber verblüffte er uns mehr denn je. Schon am Abend hatten wir hier und da ein klagendes Gebrüll gehört. Es waren einzelne Kühe, die aus den verlassenen und zerschossenen Dörfern kamen. Nun, im Frühnebel, tauchte hinter uns ein Schatten auf. Doch statt jeder anderen Antwort ward unser Anruf mit einem dunklen Muhen beantwortet. Die Leute lachten: es war eine Kuh, die instinktiv die Nähe des Menschen suchte und breitbeinig, noch einmal schmerzlich aufbrüllend, mit den entzündeten und aufgetriebenen Eutern heranschaukelte.

Mit seinen versteckten Augen sah Trittchen immer wieder zu ihr hin. Dann fragte er mich, ob er wohl hingehen und helfen dürfe. Ich habe ihn angeguckt, als ob er verrückt wäre. Wenn sich nur ein Schatten über den Graben erhob, knallte es schon von drüben herüber, und oft genug hatten sich die Leute den Spaß gemacht, ein Brett hochzuhalten, das prompt durchlöchert wurde. Nun schützte um diese Zeit allerdings der Nebel, aber schließlich konnten jeden Augenblick einmal ein paar Kugeln herüberpfeifen. Doch Trittchen machte nur eine Kopfbewegung: „Es muß ihr schrecklich weh tun!“ Und als ob er mir den Einwand von den Lippen läse: „Es ist auch nicht gefährlich. Mir passiert da nichts.“ Ich war verblüfft. „Sind Sie so sicher?“ — „Ja,“ sagte er, bescheiden und sachlich. Da zuckte ich die Achseln und wandte mich ab. Ich wußte, daß er recht behalten würde. Ich hätte

meinen Kopf dafür verwettet, daß ihm nichts geschah. Es geschah ihm auch wirklich nichts. Er kletterte aus dem Graben und befreite die Kuh von ihrer schmerzenden Last. Ich sehe noch immer das Bild im Nebel vor mir. Es war wie ein Schattenspiel. Dann gab er dem Vieh einen Klaps, daß es sich trollte, und kam heiter zurück. Von drüben war kein Schuß gefallen.

Man konnte leicht merken, daß sein Ansehen bei den Kameraden durch den kleinen Vorfall gewachsen war. Sie hatten irgendwie einen inneren Respekt vor ihm; ohne daß es ihnen selber zum Bewußtsein kam, mochte sich damit auch eine abergläubische Regung vereinen. Sein Neues Testament ward immer begehrter; in den Ruhepausen setzten sich die älteren und ernsteren Leute neben ihn und sprachen allerhand. Dabei hörte ich ihn einmal sagen: „Gott geht immer in Masken. Und wie ein König, damit er unerkannt prüfen kann, immer die schlechteste Maske wählen wird, und nicht die schönste, die ihm gebührt, so nimmt auch Er immer die allergewöhnlichste vor." Dabei machte das Schusterchen dieselben Augen, mit denen er nach der schmerzlich rufenden Kuh hinübergesehen hatte.

Und die Kuh kam jeden Morgen und jeden Abend wieder. Immer, als ob auch sie ihren Verstand hatte, im Frühnebel und im Dämmergrauen. Es war selbstverständlich, daß Trittchen das einmal geübte Melkamt nun auch weiter versah. Wohl ging es dabei nicht immer so ruhig und friedlich her wie das erstemal, aber es lief doch stets gut ab, und wir verloren allmählich jede Besorgnis.

Als die Hörnerträgerin nach ein paar Tagen dann

plötzlich ausblieb, fehlte uns allen etwas. Vielleicht war sie erschossen worden, vielleicht geschlachtet, vielleicht hatten die Besitzer sie wiedergeholt. Der kleine Schuster horchte nach allen Seiten, dann setzte er sich ruhig vor sein Neues Testament. Ich hatte erwartet, er würde so oder so nach ihr suchen und sie vermissen, aber schließlich sprachen die andern mehr davon als er. Es war nicht leicht, ihn auszulernen.

Die Tage kamen und gingen. Immer mehr bröckelten ab: Tote, Verwundete, mehr noch Kranke. Das Leben, das irgendwo dahinten Geschäfte machte und spazieren ging, Schule hielt und Zeitungen las, ertrank im Nebel. Über unsere Köpfe fort zogen mit dem unheimlichen Sausen die Geschosse unserer Artillerie. Es war nicht schwer, zu vermuten, daß wir über kurz oder lang die feindliche Stellung stürmen würden.

Von Hand zu Hand ging jetzt Trittchens Testament. Es ward immer zerlesener und dreckiger. Es ward zusehends abgerissener und hinfälliger, als gäbe es fortgesetzt Kraft ab. Und wirklich ging eine stille Kraft und Klarheit auf uns über. Wie Plunder fiel alles von uns ab. Die Neuen wunderten sich. Der eine sagte und wurde rot dabei: „Ihr habt fremde Augen."

Eines Abends setzte sich der kleine Schuster wieder vor das Buch. Länger als sonst. Die Granaten heulten bis in die Nacht hinein. Es wollte nicht still werden. Trittchens Augen waren versteckter denn je. Als er fertig war und das Buch zuklappte, streckte ich die Hand danach aus. Mit dem alten Nicken schob er es mir hin. Er stand auf, und wie entschuldigend sagte

er, daß es allmählich schon böse aussähe. Aber vielleicht wollte ich es behalten; es würde ihn freuen. Da hob ich wieder verblüfft den Kopf, doch als ob er auch diesmal schon vorher jeden Einwand abschneiden wollte, sagte er in seiner stillen und sachlichen Art: „Ich brauche es nicht mehr!" —

Eine Stunde später kam der Befehl zum Nachtangriff. Unsere Artillerie hatte gut vorgearbeitet. Lautlos schlichen wir uns näher und warfen im Sturm den Gegner aus seinen Erdwerken heraus. Mühe und Blut hat es immerhin gekostet.

Unter den Gefallenen war auch Trittchen. Wir fanden ihn zuerst lange nicht. Er muß trotz der schweren Verwundung noch ein Ende weitergekrochen sein. Mit der Hand hatte er wohl im Todeskampf in eine trübselige Grasstaude gegriffen, die Halme waren ihm zwischen den zusammengepreßten Fingern geblieben. Sein Gesicht aber war ruhig und bescheiden wie im Leben. Es schien zu sagen: „Bitte, macht euch meinetwegen keine Mühe!"

Die alten Mannschaften begruben ihn; es mußte schnell gehen. Ein schmaler Hügel, ein Holzkreuz, ein Kranz aus Wacholder, den Helm aufs Grab und ein kurzes Gebet. Fertig!

Das Neue Testament gehörte nun mir. Ich brauchte es auch nicht mehr zu verborgen, denn eine Bibelgesellschaft ließ ungezählte Tausende an die Front schaffen. Davon blieben zwei auch bei uns hängen. So hatte ich den alten Band ganz alleine, und immer wenn ich darin blätterte, war es mir, als ob der kleine Schuster neben mir stände, die Lippen regte und mit-

läse. Er verlor seine irdische Dürftigkeit und äußere Unscheinbarkeit; er strahlte in der Kraft seines inneren Wesens, und seine Worte, daß sich der größte König in die schlechtesten Gewänder hüllte und daß Gott stets in Masken ginge, wollten mir nicht aus dem Sinn. In groben Masken, in dreckigen Verhüllungen sah ich um mich tagtäglich eine Kraft am Werke, die geduldig und tapfer Mühe, Not und Tod ertrug, und allgewaltig schwoll in mir die heiße Liebe auf zu jenem Volke, das in der Tiefe rang und arbeitete, dämmerte und träumte, die dumpfe Sehnsucht zum Licht hatte und namenlos den schweren Tod starb. Alles, was auf Erden Großes geschehen ist — ist es nicht durch sein Opfer geschehen? Wird der dürre Boden nicht immer wieder durch sein Blut und seine Kraft gedüngt? Und was bedeuten ihm gegenüber alle Kaiser und Könige, Helden und Heerführer, an deren Namen sich der Ruhm hängt?

Wirr drängten sich die Gedanken durcheinander, aber das Gefühl war klar und tief. Wenn ich an den kleinen Schuster dachte, war er nicht mehr allein: hinter ihm stand, aus Werkstatt und Maschinenraum, von Feld und Acker kommend, das Volk der Tiefe ...

Ich bin dann verwundet worden. Ward heimgeschafft mit vielen anderen. Bahnhöfe folgten auf Bahnhöfe, und immer waren da neugierige Menschen, Helfer und Helferinnen ... ach, alle, alle haben sie es gewiß gut gemeint. Aber ich habe die Augen geschlossen; ich verstand es nicht; ich vertrug es nicht. Der Arzt sagt, ich sei noch „verdattert“. Das hätten viele. Er gibt mir Bücher, doch ich schiebe sie zurück, wie

Trittchen einst den Faust. Manchmal möchte ich auch antworten: „Meins ist besser". Das Neue Testament, dessen schlimmen Zustand man erst hier in der großen Sauberkeit so recht empfindet, genügt mir.

Ich habe auch keinen Wunsch. Sie fragen mich so oft darum und möchten mir Liebes tun. Aber ich zerbreche mir den Kopf: nein, ich wünsche mir nichts ... was ich habe, ist schon viel zu viel. So viel, daß ich mich den ganzen Tag immer wundern muß.

Nur ein Bild von dem kleinen Schuster hätte ich gern. Er verschwimmt mir hier wie damals, als er im Nebel bei der Kuh stand. Aber wer weiß, wo seine Leute wohnen! Er hatte wohl überhaupt keinen verwandtschaftlichen Anhang. Und ich kann mir auch nicht denken, daß er jemals zum Photographen gegangen ist. Er war sich zu wenig wichtig dazu ...

Kriegsfreiwilliger Krupski



In einer der weißen, hellen Stuben des Diakonissenhauses hat uns Georg Dieter, der leicht verwundet von Kowno zurückgekehrt war, die Geschichte seines Kameraden Boguslaw Krupski erzählt — halb mit einem Lächeln, wie man wohl von sonderbaren Kostgängern unseres Herrgotts spricht, halb auch mit einem vergrübelten Ausdruck, als suche er noch immer die Lösung einer verwickelten Aufgabe.

Denn sein starres, unbiegsames und etwas bürgerlich selbstgerechtes Wesen machte es ihm nicht leicht, andere Naturen zu verstehen. Aber wir fühlten bald, daß er im Kriege einen Menschen erlebt hatte, der gleichsam durch Art und Schicksal ein Luftloch in die engen Mauern seiner Anschauungen geschlagen hatte.

Ganz zufällig hatte das hin und her springende Gespräch die entscheidende Wendung genommen. Es war die Frage aufgeworfen worden, ob den vielen bewunderungswürdigen Heldentaten, die aus dem Felde berichtet würden, nicht ebenso viele oder gar noch zahlreichere Vorkommnisse der entgegengesetzten Art gegenüberstünden. Man müßte das eigentlich annehmen können, da die Mehrzahl der Menschen doch ohne Zweifel eher ängstlicher, als besonders mutiger Natur sei.

Georg Dieter nahm die nicht gerade geschickte Frage wider Erwarten auf und antwortete darauf, was sich darauf antworten läßt. Es sei selbstverständlich, daß

der Krieg die Menschen nicht plötzlich ändere, daß der einzelne aber durch den Eintritt in neue und große Verbände einen ganz neuen Halt gewinne und dem darin gepflegten Geiste allmählich untertan werde. Eingefügt in den festen Bau einer militärischen Körperschaft, würden selbst die furchtsamsten Leute durch die straffe Zucht, durch das Beispiel der Führer und Kameraden zu Leistungen getrieben, die ihrem eigensten Wesen widersprächen, und da überdies niemandem eine Wahl gelassen würde, so geschehe es, daß die etwa vorhandenen ängstlichen und feigen Triebe des einzelnen nirgends recht einen Ausweg fänden. Wenigstens so lange nicht, wie der militärische Verband, der ihn umschließe, noch Bestand habe.

„Aus diesem Grunde," sagte Georg Dieter, „kommen nach meiner Erfahrung ausgesprochene Fälle von Feigheit im Felde ungeheuer viel seltener vor, als man nach den gewiß wenig heldenhaften Anlagen der meisten Menschen erwarten könnte. Man vermag sie sich auch kaum vorzustellen. Denn fast möchte man sagen, es gehörten mehr außergewöhnliche Eigenschaften dazu, sich dem Zwang und Handeln der Gemeinschaft zu entziehen, als mit ihr durch dick und dünn zu gehen. Ein Arzt hat mir vor kurzem von dem feigen Verhalten eines Mannes erzählt, das er selbst beobachtet haben will. Der Mann hat sich tags darauf erschossen. Und so wenig ich die Verwirrung aller Begriffe mitmache, die unsere Psychologen mit Vorliebe betreiben, — das gibt doch zu denken. Ich selbst habe in den Monaten, die ich an der Front verbrachte, nur einen einzigen Fall von Feigheit erlebt, aber auch er

ist viel zu merkwürdig und zu sehr mit den besonderen Anlagen einer nicht gewöhnlichen Persönlichkeit verknüpft, als daß man aus ihm einen allgemeinen Schluß ziehen dürfte.

Es hat sich da nämlich um einen Kameraden gehandelt, der in mancher Beziehung der Liebling, ja der Stolz der ganzen Kompagnie war: um unsern Kriegsfreiwilligen Krupski. Wäre er nur jener Jämmerling gewesen, als den ich ihn einmal gesehen habe, so würde es sich nicht lohnen, auch nur ein Wort über ihn zu verlieren, und niemand würde begreifen, daß ich in meinen Gedanken immer wieder zu ihm und den Frühjahrserlebnissen von 1915 zurückkehre. Ich suche mir stets von neuem sein Schicksal aus den seltsam gemischten Eigenschaften seines Wesens zu erklären, aber ich weiß nicht, ob ich dieses Wesen andern so schildern und lebendig machen kann, daß sie fühlen, was ich selber fühle: nämlich bei allem geheimen Widerstande, den man einer feindlichen Natur entgegensetzt, doch eine wachsende Teilnahme, die trotz unverzeihlicher Geschehnisse im stillen Zurückdenken sich immer mehr verstärkt hat. —

Im März ist der Krupski damals zu uns gekommen. Mit den sehnlichst erwarteten Ersatzmannschaften, die unsere dünn gewordenen Reihen wieder auffüllen sollten.

Es war gerade eine greuliche Zeit. Der Krieg, hat einer gesagt, ist langweilig und manchmal gefährlich. Für uns war er in jenen Tagen nur langweilig. Wir gehörten zu der nördlichen Flügelarmee im Osten, die aus strategischen Gründen zurückgehalten wurde. So

lagen wir schon weiß Gott wie lange eng zusammengepfercht in einem zerschossenen Dorfe unweit von Mariampol, halb verkommend vor Dreck und Untätigkeit.

Seit Wochen herrschte Schlackerwetter: Regen und Schnee vermischt. Das ging Tag und Nacht, ein ewiges Rieseln und Nieseln. Alles schien sich in Feuchtigkeit lösen zu wollen; die sowieso schlechten Wege waren völlig grundlos geworden; man blieb in dem zähen Kot einfach stecken.

Und dazu die trostlose Öde der weiten polnischen Ebene. Hier und da verlorene Bäume, kahl wie frierende Bettler. Hier und da ein Heiligenbild mit trübseligen Resten verwelkter Kränze. In der Luft nur die Schreie hungriger Krähen oder das Klagen des Windes, der einem den Sprühregen in die Augen warf. Man konnte sich nicht vorstellen, daß auch hier, in das eintönige Grau hinein, einst der Frühling kommen würde. Und in Deutschland blühten an geschützten Stellen gewiß schon die ersten Veilchen ...

Wie eine schwere Welle lähmender Traurigkeit legte es sich langsam über uns alle. Wir wurden samt und sonders stumpf. Keiner lachte mehr. Zuerst hatten wir noch böse gemault, wenn wir mit klammen Fingern den feuchten Tabak in die Pfeifen stopften. Nun starrten wir mundfaul in das unabänderliche Einerlei — nach Westen hinüber, wo die Heimat lag, räumlich nicht gar so weit und doch für jede Vorstellung fast unwirklich fern.

Auch die Neuen, die ein paar Tage lang Abwechslung und Bewegung in die Öde gebracht hatten, konnten

sich bald dem Einfluß dieser grauen, schwermütigen, aus der Landschaft aufwachsenden Stimmung nicht entziehen. Um uns nur zu beschäftigen und abzulenken, wurden wir gedrillt wie auf dem Exerzierplatz, aber es ist klar, daß dies unsere Laune nicht verbesserte. Bis auf wenige Unverwüstliche ließ jeder das Maul nicht schlecht hängen.

Und da machte sich Krupski bemerkbar. Lieber Himmel, wer war Krupski? Wir hatten alle möglichen Leute unter uns, Leute mit Titeln und Leute, die sich noch niemals einen Stiefel selber geputzt hatten, — kein Mensch drehte den Kopf nach ihnen. Aber Krupski hob sich immer spürbarer aus allen heraus. Krupski begann uns Tag für Tag in eine sanfte Neugier zu versetzen. Krupski schien als einzigster jedem Naturzusammenhang geheimnisvoll enthoben, so daß seine Laune, ganz unabhängig von örtlichen, zeitlichen, atmosphärischen Verhältnissen, immer strahlender und ansteckender ward.

Wie soll ich ihn beschreiben? Es ist nicht leicht, da er eigentlich nichts besonders Auffälliges an sich hatte. Ein mittelgroßer Mensch um die Dreißig herum; das Gesicht in seiner Bartlosigkeit und Beweglichkeit vielleicht etwas schauspielerhaft. Mitten in die Stirn hinein war ihm fast zentimeterlang ein schmaler dünner Haarstreifen gewachsen, und ich sehe noch seine häufige Bewegung: wie er mit der Kuppe des Ringfingers lose über diese feine Haarnarbe hinfährt.

Seine Augen konnten dabei sekundenlang etwas Zurückgewandtes haben, was sie sonst niemals hatten. Denn sonst waren diese nervösen, dunklen, nicht

eigentlich großen Augen fast immer in Bewegung: sie flitzten abenteuernd umher und gingen heißhungrig auf die Suche, sie waren kinderhaft neugierig und dann wieder von einem kalten, überlegenen Spott durchfunkelt, sie versteckten sich wohl auch in Gleichgültigkeit, Hochmut, Müdigkeit oder irrten in Teilnahmslosigkeit ab — kurz, sie wechselten jäh im Ausdruck und ließen sich schwer fassen. Der Mund stimmte dazu. Er war merkwürdig ausdrucksvoll, verräterisch üppig, gleichsam von Begier gewölbt und durchpulst. Aber ich habe auch gesehen, daß er manchmal erschlaffte und häßlich ward.

Nun, lassen wir das ... ich selber habe mir diese Einzelheiten erst in der Erinnerung ganz klar gemacht und zurechtgelegt, als alles schon vorbei war und ich im Lazarettzug viel Zeit zum Nachdenken hatte. Ein anderer wird sich doch schwerlich ein zutreffendes Bild machen können. Schon früher war es mir immer rätselhaft, wie man auf die allgemeinen Angaben eines Steckbriefes hin Leute fassen und erkennen kann. Aber so oder so ... jedenfalls ward dieser Krupski damals in der Trostlosigkeit und Untätigkeit vor Mariampol unser Retter.

Wie er das anfing, das ist ein Kapitel für sich. Er muß offenbar erst ein paar Tage geschnüffelt haben, ehe er sachte mit seinen Künsten und Fähigkeiten herauskam. Da drängten sich erst drei oder vier Mann um ihn. Die trugen es weiter und machten die andern neugierig, und ehe man es sich versah, hielt fast die ganze Kompagnie die Augen auf ihn gerichtet.

Es war auch wirklich beinahe unwahrscheinlich, was

er alles konnte, ausheckte und anstellte. Und noch merkwürdiger, woher er zu allem die gute Laune nahm. Wenn er einmal im Zuge war, gab es kein Halten mehr. Seine Einfälle überpurzelten sich; er brachte im Handumdrehen Bewegung in die träge Masse; er hatte die Gabe, nicht nur selber mit Feuereifer an die Ausführung irgendeines Planes zu gehen, sondern auch gleich ein Dutzend andere Leute dafür zu gewinnen und arbeiten zu lassen. Als ich eines Vormittags von einem Meldegang zurückkam, war die ganze Kompagnie in sanfter Aufregung. Krupski wollte nichts Geringeres, als in einer ausgeflickten Scheune eine Art Überbrettl auftun. Krupski hatte geschworen, schon morgen sollte die erste Vorstellung stattfinden. Krupski war bereits mitten drin in den Vorbereitungen.

So ein verrückter Kerl! sagten die alten Leute kopfschüttelnd, pafften ihre Pfeifen und verzogen die Lippen. Alle sprachen sie davon, alle waren sie neugierig, alle lachten sie, und erwartungsvoll schoben sie sich gegen die wacklige Scheune vor. Da stand Krupski wie ein Schmierendirektor und traf Anordnungen, hetzte ein halbes Dutzend gutmütiger Kameraden, die von Beruf Tischler oder Stellmacher waren, durcheinander, trieb die Neugierigen zurück und schickte sie nach Brettern, riß schlechte Witze und war mit dampfendem Eifer bei der Sache.

Er bekam es auch fertig: Tags darauf konnte der Spaß vor sich gehen. Natürlich ließ sich keiner bitten, auch die Offiziere nicht. Sie schienen mindestens so vergnügt wie die Mannschaften, denn der tolle Kerl

hatte die allgemeine Stimmung um ein paar Grad gehoben und ihnen damit eine heimliche Sorge abgenommen. Der Beifall war selbstverständlich auch gewaltig. Lieber Gott, man war ja längst nicht mehr verwöhnt; man war für alles, was die Öde ringsum nur für eine Stunde belebte, so unendlich dankbar. Aber Krupski hätte sich wohl auch vor einem anspruchsvolleren Publikum sehen lassen können. Er war großartig. Oder wenigstens schien es uns so. Die drei, vier Mann, die sonst noch ihre netten kleinen Kunststückchen zeigten, kamen neben ihm überhaupt nicht zur Geltung. Sie waren Lückenbüßer, sie füllten die Pausen aus, während derer er verschnaufte.

Wenn ich heut, weit vom Schuß, erzähle, was der Krupski alles vorgebracht und angestellt hat, so lacht ihr mich sicherlich aus. Ich fühle ja selber, daß es durch die Bank die üblichen harmlosen Scherze waren ... fühle es hier vor euch anspruchsvollen Kulturmenschen doppelt. Drüben war das alles ganz anders. Und es muß doch irgendwie etwas dabei gewesen sein, daß wir sämtlich aus Rand und Band gerieten. Vielleicht war es die forsche Unbekümmertheit, mit der Krupski loslegte, vielleicht die Mühelosigkeit, mit der er alle Anstrengungen ertrug. Denn was er da leistete, das muß zusammengerechnet sogar verteufelt anstrengend gewesen sein. Oder ist es etwa eine Kleinigkeit, das große Einleitungskonzert ganz allein zu bestreiten, das heißt: nicht nur als moderner Kapellmeister wildgenialisch den Taktstock zu schwingen, sondern auch die ganze Kapelle zu machen und jedes Instrument bald in seinem Einzelklang, bald in

der Vermischung mit dem Chor der übrigen bloß mit den Lippen nachzuahmen? Ist es eine Kleinigkeit, mit zwei zusammengeborgten schmierigen Kartenspielen die ältesten und neuesten Kunststücke in fabelhafter Geschwindigkeit vorzuführen? Eine Kleinigkeit, die schrillen, langsam schwächer werdenden Angstschreie eines dem Schlächter überlieferten Schweines naturgetreu wiederzugeben? Eine Kleinigkeit, neben der Mundharmonika her ein paar kitzliche Schelmenlieder so zu singen, daß die Leute heiß wurden und jeder an sein Mädel oder seine Frau zu Hause dachte?

Aber Krupski war unverwüstlich. Es schien ihn gar nicht anzufechten. Wenn wir glaubten, nun müßte er für die nächste Stunde glatt ausgepumpt sein, holte er dreimal Atem und begann von neuem. Besonders als deutsch-polnisch-jüdischer Jahrmarktsausrufer war er überwältigend. Er brauste einen Wortorkan über uns hin, daß wir halb betäubt waren und vor Lachen nicht mehr weiterkonnten. Wir brüllten einfach — wir brüllten so, daß er nicht mehr mitkam, trotzdem er sich krebsrot schrie und mit allen zehn Fingern noch dazu sprach. So ging es weiter. Draußen schneite es, draußen regnete es, draußen war es grau, grau ... aber die Öde und Fremde floh zurück und versank. Es war rührend, die Kerle dabei anzusehen. Wie sie lauschten! Wie sie sich freuten! Wie sie lachten! Kann sich ein anderes Volk auch noch so harmlos freuen? Und als Krupski plötzlich schrie, daß es nun genug sei, da waren sie aufgekratzt wie die vergnügten Seifensieder und sangen noch ein Dutzend Lieder durch, wie schon seit Monaten nicht mehr.

Die Kunde von unserem lustigen Überbrettl verbreitete sich mit Windeseile auch bei den Nachbarverbänden, und manch liebes Mal mußte der Spaß wiederholt werden. Es fanden sich auch immer ein paar Neue, die etwas zum besten gaben, aber der Erfolg war doch nur dann groß, wenn Krupski sich erweichen ließ und mittat. Das geschah durchaus nicht jedesmal. Denn ebenso schnell wie er in Feuer und Flamme für einen Einfall entbrannte, ebenso rasch ließ er ihn auch fallen. Es war mit ihm durchaus nicht so einfach. Viele von uns mochten ihn zuerst als billigen Allerweltskerl und Tausendsassa eingeschätzt haben, etwa wie eine besonders gelungene Ausgabe des Kompagniespaßmachers. Aber sie erkannten doch bald, daß dies nicht stimmte. Unser Krupski nämlich amüsierte sich in erster Linie immer selber, lange bevor er daran dachte, ob sich auch die andern amüsierten. Er gab sich in Lust und Laune aus, nicht wie ein Clown und Spaßmacher, sondern schon eher wie ein großer Herr — heut denke ich manchmal: wie ein Fürst, der verschwenderisch, zu eigenem Vergnügen, die blanken Bettelpfennige unter das Volk wirft. Das Volk jubelt, das Volk stürzt darauf zu, und immer lustiger, wilder, lachender wirft der Fürst ihm das Geld vor die Füße. Doch nur so lange, wie er selber Spaß daran hat. Dann macht er ihm eine heimliche Grimasse: — Aus! Fertig! Und kopfüber in etwas Neues!

So war Krupski. Wenn er selbst genug hatte, mußten auch alle übrigen genug haben. Gelangweilt und irgendwie erschlafft steckte er dann in jähem Übergang

die Hände in die Hosentaschen und ließ die Kameraden stehen.

Ich für meine Person hatte zuerst wenig mit ihm zu tun und wünschte offen gestanden darin auch keine Änderung. Denn obwohl Krupski zu den gebildeteren Leuten gehörte, die sich naturgemäß auch im Felde zu suchen pflegen, so hatte ich doch das ahnungsvolle Gefühl, daß wir fremden, um nicht zu sagen feindlichen Welten angehörten. Seine Künste ließ ich mir mit Vergnügen gefallen, doch ihr wißt, daß ich von jeher allem Komödiantenvolk aus dem Wege ging. Ich bin für diese leichten Hühner zu schwerfällig, leide wohl auch unter den Vorurteilen des kleinstädtischen Beamtenkindes und kann jedenfalls ein halbes Mißtrauen, eine geheime Abneigung gegen alles, was sich auf den offenen Markt stellt, nicht loswerden.

Dennoch sollte gerade ich mit Krupski näher vertraut werden, als jeder andere. Ein harmloser Zufall war dabei der Gelegenheitsmacher. Eines Abends — es war bald nach der Brettlgeschichte — will ich quer über die Straße und patsche dabei so tief in den Dreck, daß mir die Spritzer bis ins Gesicht fliegen. „Blotte verfluchte!“ schimpf ich ärgerlich los und hänge noch verschiedene Ehrennamen für die Zustände im heiligen Rußland an — da lacht drüben einer laut auf.

Wer es ist, kann ich in der tiefen Dämmerung nicht erkennen. Ich sehe nur eine Gestalt und den glimmenden Punkt einer Zigarette. „Soll ich dich 'rausziehen, Mensch?“ fragt der Raucher, noch immer lachend. Ich brumme ihn an, stampfe aber doch auf seine Seite hinüber. Denn dort hatten wir einmal Bretter ge-

legt, und obwohl sie halb versunken waren, war man wenigstens sicher, nicht allzu tief ins Unergründliche zu geraten.

Wer steht drüben? Krupski. Ich erkenne ihn und spüre im gleichen Augenblick auch wieder dieses leise Widerstreben. „Ach, S i e sind es!" sagte ich, — „warum nachtwandeln Sie denn noch? Wohl zu viel Hitze?"

Unwillkürlich war mir das „Sie" entfahren, obwohl sonst ziemlich allgemein das kameradschaftliche „Du" im Umgangston vorherrschte. Besonders im Dienst wurde es ausschließlich angewandt; jeder von uns ließ es sich vom Nebenmann gefallen und gab es zurück. Andererseits machte es im Gespräch der gebildeten Leute doch gleichsam selbstverständlich dem „Sie" Platz, so daß es oft genug lustige Übergänge gab. Als Soldaten, als Teile des Heereskörpers, duzten wir uns sozusagen; als Persönlichkeiten fielen die Angehörigen der gebildeten Kreise leicht in das „Sie" zurück.

Krupski nahm das „Sie" auch sofort ohne weiteres auf. — „Ja", erwiderte er in demselben leicht spöttischen Tone, in dem ich gesprochen hatte, „das jugendliche Blut. Man muß es durch kalte Füße im Zaum halten. Außerdem trocknen drinnen ein Dutzend nasse Mäntel. Es stinkt und dünstet niederträchtig. Da rauche ich lieber hier draußen meine Zigarette. Wollen Sie sich auch eine ins Gesicht stecken?"

Ein Wort gibt das andere. Er plaudert so leicht, daß man in jedem Augenblick die Unterhaltung abbrechen, sie aber ebensogut auch noch eine halbe Stunde fort-

setzen kann. „Wissen Sie“, fragt er, „weshalb ich so lachen mußte? Sie haben da vorhin, als Sie im Dreck saßen, auf die Blotte geschimpft. Das habe ich lange nicht gehört. Woher kennen Sie das Wort? Blotte sagt man doch nur bei uns in Posen.“

Nun waren die meisten unserer Leute Märker, und daß ich selber meine Kindheit und Schulzeit im Posenschen verbracht habe, hat sicherlich keiner gewußt. Ich bestätige ihm also, daß ich das Wort wahrscheinlich aus dem Osten mitgebracht habe — aus dem kleinen, heimischen Polajewo.

„Woher?“ fragt er und nimmt seine Zigarette aus dem Munde. „Aus Polajewo? Machen Sie keine Witze! Wie kommen Sie gerade auf Polajewo?“

Also kurz und gut: er ist auch aus der Gegend da herum. Polnischer Kleinadel. Auf Czempowo geboren ... damals hatten seine Eltern das Gut noch. Aber es ging schon mit Ach und Weh. Der Alte hatte sich ehrlich gequält und sich nichts im Leben gegönnt, doch der Großvater, der lustige Großvater hatte die fröhlichen Nächte ohne Schlaf zu gern gehabt: die Nächte mit guten alten Ungarweinchen, die Nächte mit hübschen jungen Weiberchen, die Nächte mit Goldgeklingel und Kartenspiel. Er hatte es ja schließlich noch gekonnt. „Aber,“ seufzte Krupski, „an den Enkel hat er nicht gedacht.“ Und lachend: „Ich muß ihm das eigentlich übelnehmen, doch ich denke mir: ich an seiner Stelle hätte es ebenso gemacht. Psia dusza, was geht mich mein Enkel an?“

Da mußte ich mitlachen. Er brachte es zu komisch heraus. Er belustigte sich selber offenbar an der Vor-

stellung. Und als ich weiterstapfte, rief er mir nach: „Sie müssen mir noch viel von Polajewo erzählen."

Eigentlich hatte er mich in den paar Minuten halb besiegt. Ich fühlte mich gegen seine Harmlosigkeit und Offenheit wehrlos und ärgerte mich heimlich über meine mißtrauische Schwerfälligkeit. Der ganze Mensch schien mir auch mit einem Male verständlicher, seit ich wußte, daß er Pole war. Auf den Gütern um Polajewo hatte von jeher viel leichtes Tuch gesessen. Allzu wichtig würde Krupski außerdem die engere Landsmannschaft, die wir eben festgestellt hatten, ja so wie so nicht nehmen.

Aber verwunderlicherweise schien er ihr doch größeren Wert beizumessen, als ich erwartet hatte. Gleich am nächsten Tage legte er Beschlag auf mich. „Sie haben mich gestern zwei Stunden Schlaf gekostet," sagte er in seiner leichten Art. „Links und rechts ist überall Guben und Kottbus, und dazwischen hört man plötzlich Heimatlaute aus Polajewo. Ein Dutzend Namen sind mir eingefallen, ich muß Sie ausfragen wie ein Reporter. Aber erst rauchen Sie eine gute Papiros ... eine von uns ... nicht, was man in Berlin so Zigaretten nennt."

Er knipste eine kleine Tasche auf, die mit gleichmäßig feinem, langfädigem türkischem Tabak gefüllt war. Wenn irgend möglich, drehte er sich die Zigaretten selbst. Und wie er das machte, wie er den Tabak auf das dünne Papier schüttete, ihn in der zarten Hülle zwischen den Fingern rollte und gleichmäßig verteilte, das war wunderhübsch. Oder nein — dafür gibt es kein anderes Wort: es war außerordentlich elegant.

Ich habe doch sonst nur wenig Sinn für dergleichen, aber selbst mir fiel es auf. Tatsächlich: er hatte Augenblicke, in denen er bestrickend wirkte, und ich konnte mir denken, daß besonders Frauen ihm dann schwer hätten widerstehen können.

Nun also ... wir haben geplaudert, wie es sich eben ergab, ... meistens von der Heimat. Wenn ich es recht überlege, hatten wir dabei kaum einen einzigen gemeinsamen Bekannten. Es waren nur ein paar Namen von Leuten aus Polajewo, von ein paar Dörfern und Gütern in der Runde, die wir beide kannten. Aber schon dies schien ihn aufs tiefste zu berühren. Und als gar herauskam, daß ich als Gymnasiast einmal in Czempowo gewesen war, hätte er mich am liebsten umarmt. „Wie?" rief er, „es ist doch herrlich?" Und diese Schwärmerei hatte einen fast kindlich-phantastischen Zug. Denn nach meiner eigenen Erinnerung war Czempowo das übliche dreckige polnische Kossätendorf, wie in jener Gegend zwölf auf ein Dutzend gehen, mit einem verwahrlosten Herrenhaus. Aber Krupski sprach von dem „Schlößchen", wie er es nannte, als wäre es ein kleines Weltwunder. Der Rasenplatz davor, die Kugellinden, die darum standen, die Pappelallee, die von der Landstraße darauf zuführte und in der immer der Wind sauste, der kleine Park mit dem noch vom Großvater gebauten Lusttempelchen, das Flüßchen, das fünf Minuten davon durch die Wiesen rann, — das alles waren in seinen Augen überaus köstliche Dinge.

Auch indem er von ihnen sprach, verlor er eine letzte Überlegenheit nicht. Er gaukelte gleichsam zärtlich dar-

über fort, mit einem Lächeln, das jeden Augenblick bereit war, ein wenig Spott in die Schwärmerei zu mischen. Deshalb wurde er nicht langweilig, während er dabei verweilte, und nichts hat so sehr den Eindruck des Allerweltsspaßmachers bei mir verwischt, wie diese Erinnerungsseligkeit. Jeder Mensch, sagte ich mir, hat ein Winkelchen in sich, wo er den Scherben eines Ideals bewahrt. Für den einen ist es die Mutter oder das Haus der Jugend oder nur ein Hund, der ihm die Hände geleckt hat; der andere nennt es Vaterland oder Freiheit oder Ruhm oder sonstwie — aber wer den Scherben noch manchmal vorholt, ihn blank putzt und ihn leuchten läßt, der ist noch immer irgendwie mit der guten Seite der Menschheit verbunden.

Der Krupski muß das wohl gefühlt haben, daß ich in diesem Augenblick etwas für ihn übrig hatte. Er schob seinen Arm unter den meinen und sagte: „Sie müssen sich das alles einmal ansehen. Denn eins steht fest: ich hole mir Czempowo noch einmal wieder. Dann müssen Sie mich besuchen ... vielleicht im Sommer, wenn die Linden blühn, oder nein: Kommen Sie lieber im Herbst zur Hasenjagd! Wir hatten immer eine sehr gute Strecke."

Großartig! Mitten im Weltkrieg lud er zur Hasenjagd auf ein Gut, das er sich — vielleicht, vielleicht auch nicht! — nach vielen Jahren einmal zurückerobern wollte. Nun, diese Einladung konnte man ohne Gefahr annehmen. Ich habe nicht gelacht, aber geschmunzelt. „Wenn wir jetzt," habe ich gesagt, „in Polajewo bei Paszewski säßen, würde ich darauf trinken, daß Czempowo bald wieder Ihnen gehörte."

Die kleine Ironie schien er gar nicht zu merken. Er war Feuer und Flamme.

„Richtig!" rief er und schlug sich mit der flachen Hand vor die Stirn, — „Paszewski! Am Marktplatz! Ist es noch immer der beste Gasthof? Welch ein Geld hat mein Großvater da gelassen! Vierspännig ist er vorgefahren, und schon haben es die lustigen Brüder straßauf und -ab gerochen. Damals war Paszewski ein armer Teufel, und Großvater war reich, reich! Nun sind die Paszewskis reich und die Krupskis arm — es geht rauf, 'runter, wie bei einer Schaukel. Man muß es nur gut abpassen, daß man selber nicht gerade unten ist. Sonst gefällt es einem nicht. Immerhin — einen Schnaps können wir uns deshalb trotzdem genehmigen!"

Damit zog er mich sachte vorwärts, als ob er hier eine verborgene kleine Kneipe kenne.

Unterwegs plauderte er allerlei. Im Essen sei er ganz bedürfnislos, aber Tabak gehöre bei ihm zum Leben, und einen Kognak habe er meistens auch. Wenn Liebesgaben einträfen, tausche und schummele er wie ein Pferdejude. So läge für alle Fälle immer ein Fläschchen im Hinterhalt.

Auf dieses Fläschchen strebten wir also zu und gerieten dabei ins Schulhaus, in dem sich die Offiziere einquartiert hatten. Es hatte sich bereits herumgesprochen, daß Krupski sich in dem wenig beschädigten und ganz stattlichen Gebäude kürzlich eine überflüssige, weißgetünchte Kammer ausgebeten hatte. Sie war ihm auch anstandslos bewilligt worden, denn ich sagte wohl schon, daß man ihn nach Möglichkeit schalten und

walten ließ, weil er die Mannschaften so aufkratzte. Die halbe Kompagnie riet herum, welchen Unsinn er nun da wieder in der Kammer ausheckte, aber er ließ keinen herein und wehrte lachend jeder Neugier.

Nun nahm er mich also in diesen verbotenen Bezirk mit. Da hatte der tolle Kerl doch mit Ruß und Holzkohle über die weißgetünchten Wände fort einen ganzen Bacchantenzug der verrücktesten Karikaturen gezeichnet: feindliche Potentaten und Staatsmänner, polnische Bauern und flüchtende Russen, ein paar Tolpatsche aus der Kompagnie und urkomische Liebesgabenspender — alles mit flüchtigen Strichen hingeworfen, boshaft, aber ganz ausgezeichnet. Er war noch nicht fertig; eine halbe Wand hatte er noch frei.

An meinem Gesicht muß er wohl meine Verblüffung gemerkt haben. „Gefällt's Ihnen?" fragte er; „es hat mir viel Spaß gemacht. Sehen Sie ... der Grey hier mit dem Fuchsgesicht ... der ist fein ... Aber nun das Feuerwasser!" Und er bringt zwei Näpfchen an — etwa wie Futternäpfe von Kanarienvögeln —, gestrichen voll mit leidlich gutem Kognak.

„Na zdrowie, Landsmann," nickt er, als ich auf Czempowo trinke, und leert sein Näpfchen auf einen Zug. „Was soll das schlechte Leben nützen? Auf einem Bein kann der Mensch nicht stehen!" Und er gießt die Näpfchen noch einmal voll.

Das war unter den obwaltenden Umständen Edelmut — keine Frage! Mich brennen ein wenig die feurigen Kohlen. Mit jedem Augenblick imponiert mir Krupski mehr. Ich habe ja für Karikaturen wenig übrig, sie schaffen mir meist ein körperliches Unbe-

hagen wie jede Verzerrung, aber so viel sah ich doch: sie waren überaus flott gemacht, und fast wider Willen bewundernd platzte ich heraus: „Wo, zum Teufel, haben Sie das her? Was können Sie eigentlich noch alles?“

Er lacht; spöttisch, aber doch geschmeichelt. „Sie denken gewiß: greulich viel Talente und kein Talent! Nicht? Um so liebenswürdiger! Das Kunststück ist hier übrigens nicht so groß, wie es aussieht. Ich bin ja Kunstmaler, und wenn ich kein Geld hatte, habe ich für die Witzblätter solche Scherze gemacht. Bei den großen Schinken verlor ich regelmäßig nach ein paar Wochen die Lust, aber so etwas ... das liegt mir wohl!“

Da zeichnet er schon los und fängt dabei zu erzählen an. Immer in dem alten leichten Ton und immer von sich. Ein Gespräch konnte ansetzen, wo es wollte, — es glitt stets und meist ganz unmerklich auf seine Person hinüber. Zuerst habe ich mich heimlich gefragt: Warum erzählt er dir das alles? Aber ich glaube fast, es hatte mit mir selbst wenig zu tun; er hätte genau so zu den meisten anderen auch gesprochen. Seine Offenheit, die zurückhaltende Menschen quälen oder verwirren mochte, war kein Vertrauensbeweis, den man sich etwa hinter den Spiegel stecken konnte, sondern sie beruhte auf einer gewissen selbstbewußten Unbekümmertheit. Sie unterstellte sich auch niemals dem Urteil des anderen.

Krupski war, wie er damals erzählte, gerade fünfzehn Jahre alt, als Czempowo verloren ging. Mit dem wenigen, was sie gerettet hatten, waren die

Eltern nach Posen gezogen ... der Vater schweigsam, erbittert gegen das Geschick, das ihm einen langen, mühseligen und zuletzt doch vergeblichen Kampf auferlegt hatte; die Mutter immer noch einen Rest von Lustigkeit, Leichtsinn und Hoffnungsseligkeit in den neuen Zustand hinübernehmend. Was aus dem einzigen Kind einmal werden sollte, war die große Ungewißheit und Sorge, die jeder nach seiner Natur ganz verschieden trug. Zum Studieren hatte der Boguslaw keine Lust ... Bücher waren ihm gräßlich. Zum Kaufmann fehlte ihm jede Anlage. Gutsbesitzer spielen — mit tausend Freuden! Aber als Inspektor sich herumdrücken und für andere schuften — nein! Nun hatte er eben dieses Zeichentalent. Freunde rieten zu: es wurde ausgebildet — gut! Er war da und dort gewesen, in Paris, Südfrankreich, Italien; hatte in München, Posen, Berlin gelebt ... wahrscheinlich doch ein bißchen zigeunerhaft. Nach einigen Bemerkungen zu schließen, muß er manchmal toll viel Geld ausgegeben haben. Woher es kam, blieb unklar. Denn die Eltern, die inzwischen gestorben waren, hatten ihm offenbar nicht viel hinterlassen. Nun, es ging mich nichts an. Ich sah ihm zu, ich hörte ihm zu, ich saß auf einer umgestülpten Kiste und rauchte seine Zigaretten.

„Ach", sagte er plötzlich fast heftig und drehte sich nach mir um, „mein lieber Großvater war doch eigentlich verteufelt rücksichtslos. Ich soll ihm ähnlich sehen ... alles hat er mir vermacht, die Freude an den lustigen Nächten, am Wein, am Spiel, an den Weibern, ... nur sein Geld nicht! Das ist schlimm! Psia

krew, wenn ich so aus dem Vollen wirtschaften könnte, wie er! Was für ein Leben! ... Was für ein Leben!"

Da hat er ganz heiße Augen, schwärmerisch halb und halb gierig.

Bis er sich mit einem Achselzucken wieder wendet und sich mit dem Zeigefinger gegen die Stirn tippt: „Verrückt — wie? Seinen eigenen Großvater zugleich lieben und hassen zu müssen! Wenn der alte Herr noch lebte, möchte ich mal ein Wörtchen mit ihm reden. Ich wette, er würde mich verstehen; meinen Vater verstand er nicht. Er begriff nicht, wie er zu solchem Sohn kam. Alle seine Sünden fielen ihm davor ein. Ich glaube, die beiden haben sich gehaßt wie Feuer und Wasser. Und als mein Vater eines Tages auftrumpfte, ob er denn als Bettler zurückbleiben solle, — wissen Sie, was er da zur Antwort bekam? ‚Reichtum, Söhnchen,' hat der Alte trocken gesagt, ‚ist ein Verführer. Du siehst es an mir: welch ein schlechter Mensch bin ich geworden! Immer ist man von Verlockungen, Gefahren und Fallstricken aller Art bedroht. Du jedoch wirst arm sein. Wenig nur werde ich dir hinterlassen. Aber ich werde mit dem Trost sterben, daß du auf solche Weise nicht in mein Sündenleben verfallen kannst und viel älter werden wirst als ich. Denn stets habe ich diese Erfahrung gemacht: Wer nichts hat, dem passiert auch nichts.'

„Noch Jahre später hat mein Vater die Hände geballt, wenn er das erzählt hat. Denn er hatte gar keinen Sinn für Humor und Ironie. Er hat immer nur gerechnet, ob er Czempowo später würde halten

können. Mit jedem Jahr, das der Alte länger lebte, wurde das fraglicher. So hat er in dem einen Flügel des Schlößchens gewohnt und hat einen Monat nach dem andern auf den Tod des Großvaters gewartet. Und Großvater, der das wohl gewußt hat, trieb es auf die alte vergnügte Art weiter. Ja, er war ein Filou ... alles, was recht ist ... aber doch ein feiner Kerl. So lustig, wie er gelebt hat, ist er dann auch gestorben. Hat man Ihnen in Polajewo nichts davon erzählt?

„Nämlich ... als er sein Ende nahen fühlte, hat er seinem Leibdiener gesagt, der große Schlitten solle angespannt werden. Denn es war im Januar, und der Schnee lag halbmeterhoch. Mit dem Wagen war gar nicht durchzukommen. Der Diener hat gedacht, daß der Großvater nach dem Propst schicken will. Aber statt dessen hat er sich die ganze Polajewoer Stadtkapelle bestellt, sieben oder acht Mann. Die Trompeten haben sie zu Hause lassen müssen, doch die Streichinstrumente mußten sie mitbringen. So sind sie unter Schellengeläut auf den Hof gefahren; wenn der alte Krupski rief, haben sie für nichts anderes Zeit gehabt. Der Kapellmeister war damals der alte Smerek. Den hat Großvater an sein Bett kommen lassen und hat ihm, schon mit ganz wächsernen Fingern, eine schöne gehäkelte Geldbörse gezeigt, in der es nicht schlecht klingelte. Alles, was darin war, sollte für ihn und seine Musikanten sein, aber sie mußten dafür hinter einem Vorhang spielen, solange er es haben wollte. Polka, Walzer, Krakowiak, was sie wollten ... nur nichts Trauriges. Nach jeder halben

Stunde sollten sie eine Pause machen und erst dann weiterspielen, wenn er riefe.

„Was Wunder, die Kerle haben natürlich auf den Lohn hin gefiedelt wie die Zigeuner, und als sie nach einer halben Stunde absetzten, hörten sie die Stimme des Großvaters hinterm Vorhang: „Weiter!“ Noch drei- oder viermal haben sie inne gehalten, und immer hat er „Weiter!“ gerufen. Beim letztenmal soll es schon eine ganze Zeit gedauert haben und dann nicht mehr so deutlich gewesen sein. Als sie dann wieder schwiegen — der alte Gauner, der Gmerek, hat die volle halbe Stunde gar nicht mehr eingehalten — ist alles still geblieben. Eine Minute nach der andern verging, wie die Luchse haben sie gehorcht — nichts. Schließlich hat der alte Gmerek den Vorhang ein klein wenig verschoben und durchgeguckt, hat auch seinen Saufbruder und Primgeiger Pollakowski herangewinkt. Da hat der alte Herr tot dagelegen, und sie haben die Geldbörse eingesteckt, haben dem Diener Bescheid gesagt und sind zu Fuß durch den Schnee nach Polajewo zurückgewatet . . . Denn daß mein Vater ihnen den Schlitten nicht mehr gab und daß sie überhaupt zum letztenmal auf Czempowo gewesen waren, das wußten sie. Erst als sie schon auf der Landstraße waren, hat der Diener meinen Vater benachrichtigt.

„Nun, es war ja in einer Beziehung wirklich die höchste Zeit, daß der alte Herr starb. Hätte er noch ein paar Jahre länger gelebt, wäre Czempowo schon damals zum Teufel gegangen. Aber finden Sie nicht auch? er hatte doch etwas Großartiges. Ich möchte

auf ihn schimpfen und bin doch immer stolz und vergnügt, wenn ich an ihn denke und von ihm erzählen kann. Noch mit vierzig Jahren hat er damals den Aufstand mitgemacht, den von 1863. Ist seiner Frau und den Kindern einfach davongelaufen, hat sich bei Nacht und Nebel über die Grenze geschlichen und soll unter Langiewicz manch tollkühnes Stückchen gegen die Russen ausgeführt haben."

Mti zurückgewandtem, versonnenem Blick, der sein Gesicht merkwürdig beruhigte, ja fast veränderte, sah Krupski vor sich hin. Seine Fingerspitzen strichen dabei leise über die feine Haarnarbe, die ihm in die Stirn gewachsen war. Er dachte an den alten Herrn und lächelte.

Da war es mir, als ob ich auf meiner Kiste auch einmal das Maul auftun müsse, und ich habe so ungefähr gesagt, daß sich der Großvater nun des Enkels freuen könnte. Denn er sei gleichsam noch einmal aufgestanden, um in einem neuen Kampfe mit den Russen abzurechnen.

„Natürlich", erwiderte Krupski leichthin ... „es wiederholt sich alles."

Doch gleich hinterher, als ginge ihm plötzlich ein Licht auf, maß er mich über die Schulter weg mit einem verwundert fragenden Blick.

„Ach so," sagte er gedehnt, „Sie glauben, daß ich mich deshalb freiwillig gemeldet habe? Gleichsam aus erblichem Russenhaß? Als Enkel eines Freiheitskämpfers?"

Sekundenlang glitt wieder das ironische Schmunzeln um seinen Mund, dieses Zucken spöttischer Überlegenheit.

„Sehen Sie, das wäre doch noch eine idealische Maske. Ich bin selber noch gar nicht darauf gekommen. Aber die germanischen Völker haben erstaunlich viel Sinn dafür. Sie sind erst glücklich, wenn sie für jedes Tun oder Unterlassen einen allgemeinen moralischen Grund entdeckt haben. Selbst Weltgeschichte wollen sie nur aus Gründen bürgerlicher Moral machen. Sogar die Engländer können sich davon nicht befreien ... sie haben für den jetzigen Machtkampf natürlich die triftigsten politischen Gründe, sie handeln selbstverständlich auch nur danach, aber sie reden, als ob sie eben aus der Sonntagsschule kämen und halten sich schämig das belgische Feigenblatt vor. Es ist furchtbar komisch. Es ist der unüberwindliche germanische Respekt vor dem Moralischen!"

Er lachte vor sich hin. Er belustigte sich offenbar ganz außerordentlich.

„Aber Sie," fuhr er fort und tippte mit dem Stück Kohle nach mir, „Sie kriegen wahrhaftig noch mehr fertig als die Engländer. Sie stellen sogar mich unter die moralische Idee — mich, den Enkel vom tollen Krupski. Gott behüte — was sind Sie ein herrlicher Mensch! Zwischen 1863 und heute schlagen Sie eine ideale Brücke und setzen einen mitten darauf! Man fühlt sich förmlich gehoben. Man rückt mit einem Male in die Verklärung. Und das ist immer hübsch, wenn es auch nicht ganz stimmt. Bei mir stimmt es wirklich nicht — ich kann es drehen und wenden, wie ich will, ich muß Sie enttäuschen."

Da blinkerten seine Augen so spitzbübisch, daß mir nichts übrig blieb, als in seine Heiterkeit einzustimmen.

Und während er von neuem zu zeichnen begann, erzählte er ganz offen, weshalb er sich als Kriegsfreiwilliger gemeldet hätte. Mit der Mobilmachung nämlich war allen Leuten, die gleich ihm in der Luft schwebten, jede Verdienstmöglichkeit abgeschnitten. Man konnte sich aufhängen: niemand war entbehrlicher als ein Maler. Hatte er schon vorher in der Klemme gesessen, so war es nachher immer brenzlicher geworden. Bis Mitte November hatte er das ausgehalten. Dann hatte er sich gesagt: Besser, du gehst jetzt freiwillig; in zwei, drei Monaten holen sie dich sowieso, und wenigstens bist du dann deine Gläubiger los und brauchst nicht zu hungern! So war er in die Kasernen gelaufen, bis sie ihn in einer glücklich behalten hatten.

„Ja," sagte Krupski, „hinterher hat es mir bitter leid getan. Ich hatte mir nämlich, um noch alles zu ordnen, bis zum nächsten Abend um acht Urlaub erbeten. Bevor ich alles gepackt hatte, war es Mitternacht geworden, und als ich fortgehe, um mir für mein letztes Zehnmarkstück etwas Gutes zu tun, laufe ich dem Rechtsanwalt Körner in die Arme. Woher? wohin? — also kurz und gut, er schleppt mich zu den Sumpfhühnern mit, die Nacht für Nacht im Hinterzimmer einer kleinen Weinkneipe tempeln. Mir ist's gleich. Morgen bin ich sowieso Soldat, also verlier ich, verlier ich. Aber wenn's einem egal ist, hat man gerade Dusel. Ich sitze und trinke und spiele — Teufel noch einmal, ich gewinne wie verrückt. Ein ganzes Paket Scheine hab ich schon vor mir. Als ob Großvater bei Paszewski sitzt. Nun, die Strähne geht vorbei, aber

als ich um drei Uhr aufstehe, habe ich noch immer über vierhundert Mark gewonnen. Warum nicht zwei Tage früher? Nun half kein Fluchen mehr: in die Kaserne mußte ich am Abend doch! Erst hab ich ein paar Stunden geschlafen, und dann hab ich mir überlegt, wie ich das Geld am besten anbringe. Mein alter Hausdrachen kriegt zwar noch für drei Monate Miete, aber ich werde ihr etwas husten. Und weil erspieltes Geld weiterspielen will, so kaufe ich mir für die Hälfte des Segens ein Los der preußischen Klassenlotterie. Ich kaufe immer nur ganze Lose oder gar nichts, denn wenn ich mit zwei, vier, acht oder zehn Menschen teilen müßte, dann würde ich mich halb tot ärgern. Der Einnehmer kennt mich schon. Ich lasse ihm das Los da: es soll sich totspielen, wenn's nichts Ordentliches bringt. Mit der andern Hälfte des Geldes hab ich mir dann noch einen vergnügten Tag gemacht und hab ein paar Freunde und nette Mädels zusammengetrommelt. Es war herrlich. Bis sieben Uhr haben wir Sekt getrunken, das Atelier war schon so gut wie leer, doch das schadete gar nichts. Dann sind wir losgezogen. Der Bildhauer hat auf einer Mundharmonika den ganzen Weg geblasen, die Mädels haben auf Kämmen und Seidenpapier begleitet, ich hab den Takt geschlagen und mit den Lippen musiziert — so sind wir durch die Straßen marschiert, alle schon ein bißchen beschwipst, und ich mit dem Köfferchen in der Hand. Die Schutzleute machten erst böse Gesichter, doch wenn sie hörten, daß ich Kriegsfreiwilliger war und zur Kaserne wollte, lachten sie. Vor der Kaserne hab ich dann den Mädels noch feierliche Abschiedsküsse

versetzt, und dann — gerade, als es acht Uhr schlug, — rin ins Vergnügen! Seitdem ist es nicht wieder so hübsch geworden."

Er schwelgte und schmunzelte noch in der Erinnerung. „Großartig, wie das Goldmariechen auf dem Kamm geblasen hat! Bloß an einer Stelle hat sie jedesmal gekickst. Vielleicht war die Rührung schuld oder der Sekt oder auch nur eine ausgebrochene Zinke."

Mit heiterem Spott sah er mich von der Seite an. „Dies, mein Freund, war mein Eintritt in die Armee. Ich habe es gleich gesagt: die ideale Gesinnung hat gefehlt."

Und wie er das dumpf anklagend herausbrachte, halb vor Lustigkeit blinkerte und halb auch eine zerknirschte Armesündermiene vorsteckte, da mußte man eben doch lachen. Eigentlich war es auch nett, daß er sich nicht besser machte, als er war. Ja, ich habe mich später gefragt, ob er sich nicht eher schlechter gemacht hat. Er nannte sich selbst einmal ein „windiges Früchtchen" — weniger noch selbstgefällig als in einer Art trockener Einsicht. Er konnte Ansichten entwickeln, daß einem normalen deutschen Staatsbürger und gar einem Soldaten die Haare zu Berge standen. Er wußte ganz gut, daß es Dinge gab, über die wir niemals einig werden würden und vor denen ich seine spielende Überlegenheit nicht vertrug. „Schimpfen wir auf den Großvater", gab er mir dann wohl zur Antwort; „wenn ich schon alles von ihm habe, kann er auch mein Blitzableiter sein." —

Vielleicht ist es danach begreiflich, daß dieser Krupski etwas Entwaffnendes hatte. Man konnte ihn nie-

mals in den Griff bekommen. Es gab Stunden, wo ich alles an ihm schwarz sah und ihn bei mir selbst mit fast bewußter Ungerechtigkeit einen Gaukler und Komödianten schalt; doch immer öfter kamen auch Stunden, in denen ich ihn geradezu gern hatte und von seinem immer lebendigen und schillernden Wesen bestrickt wurde.

Die Karikaturen erregten übrigens allgemeines Entzücken. Sie wurden sozusagen zu unserer Sehenswürdigkeit. Sie wurden mit Stolz jedem, der des Weges kam, gezeigt. Selbst der Divisionär, der uns eines Tages überfiel, sah sie sich an. Es war ein Herr mit einem strengen Gelehrtenkopf. Er soll eine ganze Zeit davorgestanden, sie betrachtet und dann lächelnd zu den Offizieren gesagt haben: „Prachtvoll, meine Herren! Aber es ist doch ein Glück, daß wir nicht lauter solche Leute haben wie den Künstler hier."

Das Wort wurde herumgetragen. Ich selber habe es Krupski gesteckt. „Sieh, sieh," sagte er mit einem leichten Zucken um den Mund, „die Kunst ist verräterisch." Man wußte, wie öfter bei ihm, nicht recht, was Ernst und was Spott war.

Der Spott schien doch aber zu überwiegen. Wenigstens neigte ich zu dieser Ansicht, als ich ein paar Wochen später an die kleine Bemerkung zurückdachte.

Mittlerweile nämlich hatte sich das Wetter gebessert. Die Landstraßen wurden notdürftig benutzbar, die Feldpost traf regelmäßiger ein, und wenn wir auch selber noch immer zurückgehalten wurden, so setzten doch die Russen, deren Aufklärungsdienst schlecht war, zu allerlei Vorstößen an. Wahrscheinlich sollten sie

nur Erkundungszwecken dienen, denn besonders nachdrücklich war keiner, wir konnten sie mit leichter Mühe zurückweisen. Aber wir mußten jedenfalls auf dem Posten sein.

Das war uns allen recht. Die schreckliche Untätigkeit hatte am allerschlimmsten auf uns gelastet. So gab es wieder gespannte und vergnügte Gesichter — keines doch, das vergnügter gewesen wäre als das Krupskis. Wo es etwas zu tun gab, war er vorneweg. Wenn sich Freiwillige melden sollten, sprang er zuerst aus dem Gliede. Auf eigene Faust unternahm er sogar nicht ungefährliche Fahrten.

Zuerst glaubte ich, die Bemerkung des Divisionärs hätte ihn doch heimlich geärgert, und er wollte nun um so mehr beweisen, was er auch als Soldat wert wäre. Aber das hätte eigentlich nicht zu ihm gestimmt. Noch weniger konnte man bei ihm auf irgendwelche idealen Beweggründe schließen, auf ein besonderes Pflichtgefühl oder einen ungestümen Diensteifer. Dergleichen lag ihm völlig fern.

Seine richtige Meinung plauderte er einmal im Gespräch aus. „So ein Krieg," sagte er kopfschüttelnd, „ist ja ein Blödsinn sondergleichen. Aber das Hübsche daran ist, daß man alles plötzlich tun darf, was sonst verboten ist." Und er erzählte eine Anekdote, die Kameraden von der Westfront mitgebracht hatten und die er geradezu liebkoste. Da hatte irgendein hohes Tier einen braven Bayern gefragt, wofür er das Eiserne Kreuz erhalten hätte, und der Bayer hatte geantwortet: gerade für dasselbe, wofür er vor einem halben Jahr eine Woche hätte sitzen müssen. Nun wurden ja bei uns eine An-

zahl Geschichten und Witzchen erzählt, aber niemals habe ich Krupski so entzückt gesehen. Er behauptete, das wäre das Großartigste, was man überhaupt über den Krieg sagen könne, und wenn er ein Philosoph wäre, würde er seine ganze Philosophie darauf aufbauen.

Genug: im Grunde betrachtete er den Krieg wohl als günstige Gelegenheit für persönliche Abenteuer, als eine aufregende Abwechslung oder dergleichen. Und jetzt, wo die Möglichkeit dazu war, stürzte er sich kopfüber hinein: nach der langen Untätigkeit machte es ihm Spaß. Es gelang ihm auch, gleich von einem der ersten Erkundungsgänge wichtige Meldungen zurückzubringen, und seitdem wirkte er, wie er zu sagen pflegte, „im Außendienst". Beinahe Tag für Tag hatte er etwas vor, er entwickelte den gleichen ungestümen Eifer wie dazumal, als er das Überbrettl machte, und wieder nahmen die alten Leute die Pfeife aus dem Mund, schüttelten den Kopf und sagten: „Ein verrückter Kerl!"

Die ganze Kompagnie wartete auch immer mit Spannung auf seine Rückkehr. Denn außer etwaigen Meldungen brachte er gewöhnlich noch anderes mit — selten, daß er ganz umsonst ging. Das hört sich vielleicht übertrieben an, aber es ist tatsächlich wahr und hat im Grunde auch nichts Wunderbares. Denn Krupskis Erfolge erklärten sich zum Teil ganz einfach dadurch, daß er als einzigster von uns fließend Polnisch sprach und mit der zurückgebliebenen Bevölkerung als Landsmann verkehrte. Als er wieder einmal losging, rief ihm einer zu:

„Du, Krupski, ich hätte nächstens mal Appetit auf frische Blutwurst. Bring doch mal ein Schwein mit.“

„Schön“, sagt Krupski, „sollst du haben, mein Sohn. Aber unter hundert Zigaretten tu ich's nicht.“

Man lachte ihn aus und versprach alles, was er verlangte, denn viele Meilen im Umkreis war das Land ratzekahl gefressen. Eine Ziege war allenfalls mit Mühe und Not noch aufzutreiben, ein Schwein nach Menschenermessen nicht. Und jeder freute sich, daß der gute Krupski diesmal aufs Glatteis geraten würde.

Er kam auch wirklich mit leeren Händen wieder. Am ersten Tag, und am zweiten auch. Die halbe Kompagnie steht da und feixt und fragt immer wieder, wann es denn nun die Blutwurst gäbe. Er knurrt etwas von Verfressenheit und schlägt sich seitwärts in die Büsche.

Schön. Am dritten Tag — es wird schon dämmerig, und ich kritzele gerade eine Feldpostkarte — hör ich draußen einen anschwellenden Radau und dazwischen das mörderische Quieken eines Schweines. Wie der Wind bin ich aus der Tür: richtig, da steht Krupski seelenvergnügt inmitten des Hallos der herbeistürzenden Mannschaften und kneift einem Borstenvieh ins Ringelschwänzchen, daß es immer durchdringender quiekt und immer mehr Leute heranlockt.

„Zum Donnerwetter, Krupski,“ ruft der Feldwebel, „wo haben Sie Sakramenter denn das Vieh aufgetrieben?“

„Schwere Sache, Herr Feldwebel“, sagt Krupski, „ich hab zehn Kilometer gelockt, bis eins geantwortet

hat." Und er macht das Grunzen, Nutten und Schnüffeln so täuschend nach, daß alles vor Vergnügen tanzt.

Nun, man kann sich den ungeheuren Jubel denken, mit dem die Beute zum Opfertode geführt wurde. Krupski aß übrigens am allerwenigsten davon, aber auf seinen hundert Zigaretten bestand er unerbittlich, und in den unmöglichsten Sorten wurden sie ihm dargebracht.

Ein anderes Mal blieb er zwei Tage fort. Wir fingen schon an, besorgt zu werden, da kommt er auf einem kleinen litauischen Panjewagen angefahren — wißt ihr, so einem zweirädrigen Karren —, vor ihm, halb auf der Deichsel, ein kleiner eisgrauer Bauer im Schafspelz, er aber wie ein Pascha zurückgelehnt und huldvoll nach allen Seiten winkend. Er hatte das Fuhrwerk kraft militärischer Gewalt einfach requiriert, und der verängstigte Bauer war schon heilfroh, daß er ungekränkt zurückfahren durfte.

Aber er kannte unsern Krupski nicht. Denn Krupski winkt ihn noch einmal heran, holt seinen Brustbeutel vor und drückt ihm einen harten Taler in die Hand. Das geschah mit einer unnachahmlichen Großartigkeit. Sicherlich war es sein letztes Geld, aber er hätte es nicht mit größerer Selbstverständlichkeit geben können, wenn der Brustbeutel außerdem noch randvoll gewesen wäre.

Der alte Kerl war glücklich. Er küßte Krupski die Hand, er griff zum Kuß nach seinem Rocksaum, und während wir andern bei solchem Versuch grob oder verlegen abwehrten, ließ es Krupski lächelnd ge-

schehen. Er sprach ein paar polnische Worte, da strahlte der eisgraue Alte über das ganze verrunzelte Gesicht.

„Was wollen Sie?“ sagte er später, als ich einmal davon anfing, „so bin ich aufgewachsen. Daß mir der Kerl den Rocksaum küßt, ist seine Ergebenheitsform. Es ist das gleiche, als wenn Ihr Schuster Sie grüßt. Indem Sie abwehren, beleidigen Sie nur. Aber das könnt ihr Deutsche nie verstehen. Theoretisch begreift ihr alles, habt die ganze Weltliteratur in eurer Sprache versammelt und sprecht über die Eigentümlichkeiten andrer Nationen höchst verständnisvoll, ja, sogar bewundernd. Doch praktisch seid ihr unbiegsamer als jedes andre Volk, könnt gar nicht kolonisieren und seid überall unbeliebt. Mit den Franzosen und Engländern ist es gerade umgekehrt. Sie haben viel mehr Vorurteile, und doch kommen die übrigen Nationen viel besser mit ihnen aus.“

Als ich antworten wollte, hielt er sich lachend die Ohren zu.

Ein drittes Mal — wir wollten unseren Augen nicht trauen — bringt er ganz allein neun Russen an ... Riesenkerle ... jeder gut einen Kopf größer als er selber. Zwei gehen ein Dutzend Schritt voraus und schleppen im Schweiße ihres Angesichts die neun Gewehre; die übrigen trotten im Abstand hinterdrein, und Krupski hält mit schußbereiter Waffe die Flanke.

„Komische Leute,“ sagt er, als er sie abgeliefert hat, ... „im Wald kommen sie an, ganz gemütlich. Aber wie sie mich sehen, hat der eine auch schon die Knarre

an der Backe und drückt los. So ein niederträchtiger Halunke! Hätte er mich nicht treffen können? Was soll ich da machen? Im nächsten Augenblick werde ich ein Sieb sein. Da hat mir Großvater geholfen. Er hat von den Menschen keine hohe Meinung gehabt. Die einen, hat er immer behauptet, fallen um, wenn du brüllst wie ein Löwe, die andern, wenn du zwitscherst wie ein Goldvögelchen. Wobei er an die Dukaten gedacht hat. Also — ich hab gebrüllt wie ein Löwe. ‚Ihr verfluchten Lausekerle,' hab ich die Russen angeschrien, ‚seid ihr denn ganz und gar des Teufels? Habt ihr, psia krew, an diesem blödsinnigen Krieg noch immer nicht genug? Seid doch zum Deubel vernünftig und kommt mit! Da kriegt ihr gut zu fressen, könnt nicht tot geschossen werden und könnt behaglich warten, bis ihr zu Tatjana Wlasjewna oder Matrjona Pawlowna nach Hause kommt. Aber dalli, dalli ... sonst pfeif ich euch eins!' Schön! Drei von ihnen haben es zuerst begriffen und den Arm gehoben, die andern haben sich noch einen Augenblick beraten. Bis der Älteste sagt: ‚Recht hast du, Väterchen ... es dauert zu lange. In Gottes Namen ... führe uns!'

Es mag sein, daß Krupski, wenn er solche Geschichten zum Besten gab, die Einzelheiten nach Laune ausschmückte, aber auf einer Lüge habe ich ihn nie ertappt. Und da wir die handgreiflichen Beweise dessen, was er leistete, ja vor uns hatten, so nahmen wir, gleich ihm selber belustigt, auch die hübschen Histörchen und Schilderungen hin, die er daran knüpfte.

In den kleineren Gefechten und Schießereien, die sich jetzt häufiger folgten, war keiner forscher als er. Oft

hörte man ihn und die Nächsten mitten in der schönsten Knallerei lachen: das hat manch einen mit Ruhe und Sicherheit erfüllt. Ja, als es einmal zu einem Nahkampfe kam, wandte er sein altes Verblüffungsmittel, den Gegner mit furchtbaren polnischen Flüchen anzubrüllen, von neuem an, und der Erfolg war wirklich nicht schlecht. Denn nichts wirkt im Felde mehr als das Beispiel. Es braucht nur einer in plötzlicher Bestürzung die Waffen wegzuwerfen, so machen es ein paar andre sofort nach.

Da war es kein Wunder, daß Krupskis Ansehen fast von Tag zu Tag stieg, und daß er als erster und einziger von den Neuen sehr bald das Eiserne Kreuz bekam.

Ich glaube, die ganze Kompagnie freute sich neidlos darüber. Wir im Osten bildeten uns nämlich vor der großen Maioffensive ein, daß wir in dieser Beziehung gegenüber den Kameraden von der Westfront arg vernachlässigt und benachteiligt würden. Das war wohl Unsinn, aber es wurde allgemein geglaubt. Und so begrüßten wir mit doppelter Freude die Auszeichnung, die einer der Unseren empfing, — als wäre damit ein Bann gebrochen. Der Hauptmann hielt wider seine Art eine kleine Ansprache über diese schönste Belohnung des Soldaten: es sei eine Anerkennung für die bisherigen Leistungen und ein Ansporn für künftige. Damit war Krupski, unser Kriegsfreiwilliger, auf den wir allmählich alle stolz waren, Ritter des Eisernen Kreuzes.

Das Merkwürdige war: er selber schien bei aller Freude etwas bedrückt.

Unter vier Augen tippte ich einmal an, ob er sich denn nun selber nicht ganz großartig vorkomme. Ja, erwiderte er, er wäre natürlich höchst erfreut. Immerhin müsse er sich erst daran gewöhnen.

Er sprach noch dies und das. Unter anderem sagte er: Ob er jemals heiraten würde, wozu er vorläufig nicht die geringste Lust verspüre, wisse er nicht. Aber das eine wolle er schon heute beschwören, daß er niemals einen Ehering aufsetzen würde.

Und wie er so redete, ahnte ich dunkel, was ihn drückte. Das Kreuz war gewiß sehr ehrenvoll, aber alle Kameraden nahmen es so wichtig, und der Hauptmann hatte bei der Überreichung mit solcher Ehrfurcht von der Bedeutung dieses Stückchens Eisen gesprochen, daß Krupski es halb und halb wie eine Last und Verpflichtung empfand. Er mochte sich seitdem in mancher Beziehung abgestempelt vorkommen, und das beunruhigte ihn, davor scheute seine Natur instinktiv zurück.

Ich habe später noch oft darüber nachgedacht, bin aber immer wieder auf diese Deutung seines Empfindens zurückgekommen. So gewiß er vielerlei kleine Eitelkeiten hatte, ebenso gewiß fehlte ihm jeder Ehrgeiz. Nicht nur der militärische. Einmal wurde davon gesprochen, daß die Akademiker und sonstigen gebildeten Leute über kurz oder lang zum Offiziersersatz herangezogen werden müßten. Aber gegen den Gedanken, daß er selber auf diese Weise einmal Offizierstellvertreter und Leutnant werden könnte, wehrte sich Krupski mit glatter Entschiedenheit. Jedes Verantwortlichkeitsgefühl war ihm unsympathisch.

Das ging so weit, daß er als Künstler sogar dem Ruhm zweifelnd gegenüberstand. „Ich möchte," erklärte er einmal, „lieber reich und unberühmt, als reich und berühmt sein. Von einem berühmten Mann erwartet man immer etwas, er darf sich gleichsam nur in einer bestimmten Richtung bewegen und soll stets bedeutend, klug, vernünftig oder sonst etwas sein. Der Unberühmte ist viel freier — vorausgesetzt, daß er über den nötigen nervus rerum verfügt." —

Um diese Zeit kam auch über Polen und Litauen der Frühling ... spät, aber doppelt schön nach dem langen, langen Winter. Keiner von uns in seinem bisherigen Dasein hatte ihn schon so mit jeder Fiber und Faser miterlebt, keiner war der Erde je so vertraut gewesen, wie er es in diesem Kriege wurde.

Hier zu Hause begrüßt man den Frühling ja auch, man macht einen Spaziergang, man läßt die Fenster etwas länger offen, man freut sich, daß der Krokus schön blüht. Aber unser polnischer Frühling damals war ein Frühling zu jeder Stunde des Tages und der Nacht: wir fühlten ihn als Wärme, wir rochen ihn als Atem und Duft des Bodens, wir sahen ihn in grünen Spitzen und dicken, glänzenden Baumknospen, wir hörten ihn als Lerchenlaut aus der Höhe, wir empfanden ihn als Kraft, Glück, Unruhe in uns selber. So muß das Tier ihn erleben ... das Tier des Waldes und des Feldes.

Viele von uns saßen mundfaul irgendwo in der Sonne und starrten vor sich hin. Auch Krupski hatte da einen Platz am Rain. Die Beine herangezogen, die Arme lose über die Knie gehängt, einen Halm

zwischen den Lippen: so hab ich ihn oft gesehen, abseits von den Kameraden ins Grüne blickend.

Ich ließ ihn sitzen, denn schlimmer fast als alle Entbehrungen, die man im Felde zu ertragen hat, ist für viele Menschen die ständige Gemeinschaft mit andern. Man ist gezwungen, beinahe in jedem Augenblick die unmittelbare Nähe zufällig zusammengewürfelter Leute zu ertragen, und das Männliche, allzu Männliche kann einem auf die Dauer zur Qual werden. Jeder will einmal ganz allein sein ...

Die feiner Empfindenden nahmen auch wohl darauf Rücksicht, so gut das überhaupt möglich war. Und wenn sich einer absonderte, so ließ man ihn. Ich habe um Krupski oft genug einen Bogen gemacht. Einmal aber standen wir zusammen vor all diesem gläubigen Grünen und Sprießen, das mitten in Krieg und Zerstörung etwas Erschütterndes hatte.

„Schön", sagte Krupski und machte so eine umfassende Armbewegung. Als ich nur nickte, sprach er nach einer Weile: „In Czempowo wird es ebenso sein. Und weiter drüben in Rußland auch. Und in Deutschland nicht anders. Ja, wenn wir nach Frankreich gekommen wären, anstatt hier nach dem Osten, dann würden wir auch dort die grünen Spitzchen sehen. Überall ist Frühling."

Er sog die Luft ein, als wollte er sie schmecken. „Das Leben ist herrlich. Es gibt nichts Größeres als das Leben. Aber immer noch schießen sich die Menschen tot. Wissen Sie eigentlich, warum und weshalb?"

Darauf war nicht zu antworten, und er erwartete es wohl auch nicht. Mit einem kurzen Lachton holte

er sein Tabaksbüchschen vor und begann eine Zigarette zu drehen. Sie schien ihn irgendwie zu beruhigen. „Wenn ich philosophiere," meinte er lächelnd, „muß es mit mir nicht richtig sein. Ich muß wieder mehr um die Ohren haben."

Das war wohl der Frühling, der ihm wie uns allen im Blute lag. Auf die meisten von uns hatte er eine aufreizende Wirkung. Jeder summte und sang; nachts sprachen die Leute im Traum; und selbst die schreibfaulsten Kerle kritzelten eine Feldpostkarte an Frau oder Liebste daheim. Wie ein feiner Weinrausch teilte sich dieser Frühling auf fremder Erde uns mit; man wartete auf etwas und wußte selbst nicht, worauf; man lachte ohne Grund und war ohne Grund traurig ...

Nach wie vor saß Krupski gern allein in der Sonne. Er, der in dem lähmenden Schlackerwetter des ausgehenden Winters vor Lust und Laune nur so gesprüht hatte, daß er uns damals allen atmosphärischen Einflüssen entrückt schien, war jetzt manchmal kaum wiederzuerkennen. Tagelang fast war er schläfrig, gähnte viel, tat kaum den Mund auf, starrte gedankenlos ins Grüne und blinzelte in die Sonne. Den Dienst tat er ganz mechanisch, ohne jede Teilnahme. Und plötzlich dann, als ob er erwache, riß er sich zusammen, war für Stunden wieder der Tollste, drängte sich zu gefährlichen Aufgaben und konnte einem in seiner lauten und überstürzten Unruhe auf die Nerven fallen.

Er hat damals in solchen Zwischenzeiten seine abenteuerlichsten und tollkühnsten Streiche vollbracht —

Taten, die in der Regimentsgeschichte verzeichnet sind. An Gelegenheit war kein Mangel, denn als ob die Russen trotz ihrer schlechten Aufklärung den bald danach einsetzenden allgemeinen Angriff geahnt hätten und sich vorher noch unserer Stellungen hätten bemächtigen wollen, stießen sie fast tagtäglich vor. Sie hatten nicht nur neue Reserven herangezogen, sondern auch ihre Artillerie sehr verstärkt, und nur mit Mühe und Not konnten wir uns der Übermacht erwehren. Oft genug mußten wir zurück, aber ebenso oft nahmen wir dem Feind das eroberte Gelände auch wieder ab, so daß es ein Hin und Her gab, bei dem niemand gewann und jeder nur verlor. Sehnsüchtig warteten wir auf Verstärkung, sehnsüchtiger noch auf das Einsetzen der Gesamtoffensive, die uns Luft schaffen mußte.

Da war, am Anfang dieser erneuten Kampftätigkeit der Russen, eine Batterie, die uns ganz verteufelt zudeckte und deren Stellung einfach nicht festzustellen war. Unsere Flieger gaben sich die größte Mühe — umsonst.

Schließlich erbot sich Krupski zu einem letzten Versuch. Als polnischer Bauer verkleidet, eine magere Ziege hinter sich herzerrend, machte er sich daran, die Batterie auszukundschaften. Daß es auf Tod und Leben ging, wußte jeder; nur nach langem Zögern hatte der Hauptmann seine Einwilligung gegeben. Aber das Wagnis gelang. Es war ein halbes Wunder, daß Krupski wiederkam, doch es war noch besser, daß er die genauesten Angaben machen konnte. Unsere Artillerie hat dann so herübergefunkt, daß wir

für alle Zeiten vor dieser Batterie Ruhe hatten. Krupski war natürlich der Held des Tages, und es wurde allgemein erzählt, daß er für das Eiserne Kreuz erster Klasse eingegeben sei.

Als ich darauf anspielte, zuckte er gleichgültig die Achseln. In jenem raschen Umschwung, der letzthin bei ihm so häufig war, schien sich sein Wesen schon wieder von höchster Anspannung zu träger Erschlaffung gewandt zu haben. Er philosophierte, und davor hatte er selbst mich ja gewarnt. Kaum noch spöttisch, nur gleichgültig sagte er: „Wenn ich es wirklich kriege — was ist das eigentlich? Leb ich deshalb einen Tag länger? Schenkt mir einer Czempowo dafür zurück? Pumpt mir Herr Cohn in Polajewo einen Tausendmarkschein darauf? Illusion, mein Lieber, alles Illusion!"

Trotzdem ich ihn und seine Art doch allmählich kannte, ärgerte ich mich heimlich und erwiderte mit einer gewissen Schärfe, es sei sehr traurig, daß er von einem unserer höchsten Symbole so zu reden wage.

Mein Ton war deutlich genug, aber während er sonst mit heiterem Lachen und einem Scherz darauf antwortete, strich er diesmal über die Stirnhärchen und erwiderte mit der alten Gleichgültigkeit: „Symbole ... ach Gott, Symbole! Das ist es ja eben! Was sind Symbole anderes als Einbildungen? Als Notbehelfe der Phantasie? Für den einen ist die Fahne ein Heiligtum, für den andern ein Lappen. Der Glaube macht hier, wie in der Religion, alles. Und wenn man den Glauben nicht hat?"

„Dann ist das sehr traurig!" gab ich ihm, noch immer ziemlich schroff, zurück.

„Vielleicht," nickte er. „Ich habe noch nie behauptet, daß es ein Vorzug ist." Und schüttelt halb für sich den Kopf: „Wie Sie sich gleich aufregen! Sie müssen mehr Zigaretten rauchen. Zigaretten beruhigen fein. Ich rauche jetzt mehr als je. Da geht der Rauch so sachte hin, hält sich einen Augenblick als Wölkchen und ist verschwunden. Ein polnischer Dichter hat darüber ein Lied gemacht. Eigentlich ist alles ebenso ... alles gleichgültig. Kommen Sie her ... ich drehe Ihnen eine Papiros ... ich bin viel duldsamer als Sie!"

Was sollte man da machen? Schließlich kam es ja nicht darauf an, was einer für Ansichten über Eiserne Kreuze hatte, sondern nur darauf, daß er Leistungen vollbrachte, die ihn der Auszeichnung würdig zeigten. Nun, und über Krupskis Leistungen konnte wahrlich kein Zweifel obwalten. Er hätte mir und jedem andern Prediger mit Fug antworten können: „Bevor ihr redet, tut mir doch erst einmal nach, was ich getan habe!" Da wäre man, obwohl man ehrlich seiner Pflicht und Schuldigkeit nachkam, auf die einfachste Weise abgeführt gewesen.

Aber es blieb, trotzdem ich mir dies alles vorhielt, ein leises Unbehagen in mir zurück — ein Unbehagen, das sich auch nicht minderte, als Krupski in der Woche darauf uns durch ein neues tollkühnes, wenn auch militärisch nicht so wichtiges Stückchen verblüffte.

Ja, mein Unbehagen ward eher größer als geringer. Mir gefiel da etwas nicht. Diese letzten abenteuerlichen Streiche hoben sich jäh aus einer wachsenden Ermattung und Interesselosigkeit. Es war etwas Gewaltsames und Gewolltes darin, nicht mehr die naive,

aus gutgelauntem Egoismus fließende Selbstverständlichkeit. Krupski spielte förmlich mit der Gefahr. Als ob sie ein Reiz wäre, der ihn einen Tag lang aus irgendeiner Lähmung aufpeitschte.

Jedesmal aber dauerte die Lähmung hinterher länger. Bei dem wechselnden Vor und Zurück lagen wir oft in irgendeinem Stall oder sonstigem Quartier Seite an Seite. Manchmal wickelten wir uns auch unter freiem Himmel in unsere Mäntel. Da habe ich unserm Krupski einmal ehrlich meine Meinung gesagt. Krieg sei am Ende kein Sport. Und es wundere mich, daß er, der das Leben doch für das Größte halte, es oft genug so leichtsinnig aufs Spiel setze.

Aber er erwiderte achselzuckend: „Sie nehmen alles zu schwer. Unkraut vergeht nicht. Erinnern Sie sich, was mein Großvater zu meinem Vater sagte: Wer nichts hat, dem passiert auch nichts. Nun also .. es ist wirklich keine Besorgnis vonnöten."

Und der Erfolg gab ihm auch immer recht. —

So lagen die Dinge, als wir Verstärkungen erhielten und nun daran denken konnten, ernsthaft mit den Russen abzurechnen. Es war die Zeit, als auf der Riesenfront im Osten die allgemeine Angriffsbewegung einsetzte, die zuletzt zu so großartigen Ergebnissen führen sollte.

Wir hatten sibirische Regimenter uns gegenüber, und man muß ihnen nachsagen, daß sie sich glänzend schlugen. Da war besonders ein Wald, in dem sie sich festgesetzt hatten und aus dem wir sie trotz aller Mühe nicht herausbrachten. Zweimal stürmten wir vergeblich; viele brave Kameraden

haben dort den Tod gefunden. Wir waren nachher so erschöpft, daß wir uns erst einmal ausruhen sollten. So wurden wir zurückgenommen und als Reserve in ein Dorf hinter der Front gelegt.

Dort erreichte uns seit Tagen zum ersten Male wieder die Feldpost. Krupski stand neben mir, als sie verteilt wurde. Es hatte sich viel aufgesammelt, und bald war alles mit den Gaben und Grüßen aus der Heimat beschäftigt.

Auch Krupski hatte einen Brief. Er ließ sich Zeit, ihn zu öffnen; er mochte sich denken können, was er brachte.

Aber plötzlich höre ich neben mir einen seltsamen, kurz abbrechenden, wie mit Gewalt unterdrückten Laut, und als ich aufsehe, steht Krupski mit wunderlich aufgerissenen Augen da. Er zittert. Es reißt ihn, als ob er aufschreien muß; er öffnet und schließt den Mund; wie unter elektrischen Schlägen zuckt sein Gesicht in jeder Muskel.

Als ich ihn anrufe, blickt er zu mir hin, wie wenn er sich erst besinnen müsse, wer ich sei. Da packe ich seinen Arm: „Was ist Ihnen, Menschenskind?" Auch die Kameraden werden aufmerksam.

Schon in der nächsten Sekunde hat er sich wieder in der Gewalt. Er reißt sich zusammen.

„Nichts," sagt er, „gar nichts. Nein wirklich!"

Aber ich schiebe meinen Arm unter den seinen, und wir gehen ein wenig weiter.

„Ich habe da einen Brief bekommen," spricht er unterwegs mit belegter, wie durch Anstrengung brüchiger Stimme.

Er sieht sich nach den Kameraden um, und plötzlich geht er schneller und schneller. „Bitte, kommen Sie! Bitte, kommen Sie mit!“

Das war keine einfache Bitte mehr, das war inbrünstiges Flehen, als hinge Seligkeit oder Verdammnis davon ab.

Teufel ja, ich fühlte mich mit einem Male sehr ungemütlich. Aber ich blieb natürlich an seiner Seite. Über einen in kümmerlichen Überresten am Boden liegenden Zaun, dessen besserer Teil schon als Feuerung verbraucht war, traten wir in einen verwüsteten Obstgarten. Nur vereinzelte Bäume standen noch unbeschädigt und aufrecht da. Aber es war hier wenigstens ruhig. Niemand war sonst in der Nähe.

Da gab mir Krupski den Brief: „Lesen Sie!“

Während er auf und ab, vor und zurück lief, überflog ich die paar Zeilen.

Ich muß wohl verblüfft den Kopf geschüttelt haben, denn mit einem Sprunge ist Krupski bei mir, packt mich wie mit Schrauben und sagt fast heiser: „Was steht darin? Lesen Sie laut!“

Ohne Widerrede habe ich ihm den Willen getan. Es war die Mitteilung des Lotterieeinnehmers, daß sein Los in der jetzt laufenden Maiziehung der preußisch-süddeutschen Klassenlotterie mit einem Gewinn von sechzigtausend Mark gezogen worden wäre und daß ihm zwei Wochen nach Ziehungsende die genannte Summe unter den üblichen Abzügen gegen Einsendung des Hinterlegungsscheines zur Verfügung stünde.

Fast mit jedem Worte, das ich las, schien sich die

krampfartige Spannung in Krupskis Wesen zu mildern. Jedes Wort trank er mir förmlich von den Lippen. Als ich die Zahl nannte, lösten sich seine Hände von mir, und er atmete tief auf.

„Also kein Wahnsinn," sprach er, . . . „Sie sehen das auch, Sie lesen das auch, es steht mit deutlichen Buchstaben da, es ist wahr."

Auch jetzt noch bettelten seine Augen unsicher flimmernd um eine Bestätigung. Aber als ich, vielleicht doch ein wenig neidisch, ihm erklärte, daß er ein „Schweineglück" hätte, wiederholte er die Summe wie sinnlos ein paarmal, und dann brach in unzusammenhängenden Lauten der Jubel aus ihm heraus. Tränen schossen ihm in die Augen. Er schlug die Hände vor die Augen und heulte . . . ich kann es nicht anders nennen . . . heulte in Halbtönen vor Seligkeit.

„Ich bin verrückt," sagte er dazwischen, „nicht wahr?"

Und als könne er es nicht mehr ertragen, breitete er die Arme aus, sah umher, als suche er ein Ziel, und stürzte auf den nächsten Baum zu, den er aus Leibeskräften schüttelte. Der Stamm bog sich, der Wipfel schwang wild hin und her, der ganze Baum schien die Beute jähen Sturmes zu sein.

Keuchend vor Anstrengung ließ Krupski davon ab. Er lachte halb verlegen, als er mein verdutztes Gesicht sah. Einen Augenblick dachte ich wirklich, er sei plötzlich übergeschnappt.

Sechzigtausend Mark — nach allen Abzügen waren es ja eigentlich nicht viel mehr als fünfzigtausend — waren gewiß kein Pappenstiel, und wenn sie mir in den Schoß gefallen wären, so

hätte ich mich gleichfalls wie ein Narr gefreut. Aber Krupski ... Krupski war von dem unverhofften Glück einfach umgeworfen. Er war wie berauscht, er war nicht mehr der, der er gewesen war.

Ich sehe es noch vor mir, wie er in halber Ekstase die geballten Hände hob und mich anschrie ... so, als stünden noch Tausende von Menschen neben und hinter mir.

„O, ihr ... ihr," stammelte er wie rasend, „ihr könnt das ja nicht begreifen! Aber ich ... alle Jahre hab ich nichts anderes gedacht und geträumt! Gut, man hungert ... es ist nicht schlimm, man gewöhnt sich daran. Aber kein Geld haben, kein Geld haben, das ist jämmerlich, das demütigt, das zerfrißt einen. Wo man hinsieht: alles ruft, lockt, bietet sich dar. Alles bettelt: Nimm mich mit! In den Schaufenstern stehen Rosen in hundert Farben; schöne Mädchen lachen einen auf der Straße an; Flaschen, gute, verstaubte, warten, daß man ihnen die Hälse abschlägt; und herrliche Städte, Berge, Meere wundern sich, daß man nicht zu ihnen kommt. Aber man hat kein Geld! Man hat kein Geld, um das alles zu nehmen, weil der Herr Großvater Unsummen verjubelt hat. Was soll man da tun? Erst will man mit dem Kopf gegen die Wand rennen. Dann spielt man, und wenn man Glück hat, kann man vierzehn Tage oder vier Wochen leben, ohne zu knickern. Bis das Elend wieder da ist! Psia krew, was ist das ekelhaft! Nur Verschwenden ist schön!

„Und nun, Herrgott! Herrgott!, ist das alles mein, und ich bin noch jung, ich kann das alles noch haben,

ich kann mir Czempowo kaufen und reisen, und wenn ich will, kann ich einen ganzen Rosenladen plündern, und alle weißen, roten, gelben einer schönen Frau vor die Füße schütten!“

Ganz außer sich war er. Er tat beinahe so, als hätte er nicht sechzig oder fünfzig Tausend, sondern ebenso viele Millionen gewonnen. Er schwärmte und phantasierte, lebte wie ein kleiner Fürst und streute mit seligen Händen das Gold aus.

Als ich ihn darauf aufmerksam machte, daß er seinen Gewinn doch wohl überschätzte, stritt er lebhaft dawider und erklärte mir (was aus seinem Munde doppelt komisch klang), daß alles auf die Einteilung ankäme. Ein wenig ging er mit seinen Ansprüchen auch herunter. Er würde es sich natürlich noch überlegen, ob er Czempowo nun gleich zurückkaufe. Vorläufig hätte er jedenfalls noch hunderttausend köstliche Möglichkeiten.

Es war ihm offenbar störend, daß ich rechnete, wo er schwärmte. Seltsam: dieser Mensch, der im Grunde doch bei der Einschätzung aller Werte sonst so skeptisch war, machte sich in diesem Falle künstlich blind und wollte nicht nüchtern sein. Es schien mir beinahe, als täte es ihm schon leid, mir den Brief gezeigt zu haben. Er verstummte nun auch und bat, als wir uns trennten, nur noch, den Kameraden nichts zu sagen. Das versprach ich ihm.

In der Stille und ganz für mich selbst habe ich hinterher noch manche Viertelstunde über Krupski nachdenken müssen. Ich hatte noch niemals einen Menschen gesehen, auf den der Besitz mit solcher ausschließ-

lichen Leidenschaftsmacht wirkte. Ja, ich hätte früher solchen Menschen, wenn mir einer davon erzählt hätte, wahrscheinlich glatt verachtet.

Aber bei Krupski war es damit doch nicht getan. So sehr er mich immer wieder befremdete, so sehr bewegte und rührte er mich auch. Vielleicht, weil er das tote Geld im Augenblicke sozusagen in Schönheit und Leben umsetzte. Eine ungestüme, lechzende Genußgier berauschte ihn; sie hatte etwas von dem maßlosen Begehren eines Kindes. Und unwillkürlich sagte man sich: was muß seine Natur bei solchen Anlagen entbehrt und gelitten haben — gelitten durch die Unmöglichkeit, sich jemals umgehemmt ausgeben zu können!

Ich denke mir, es müßte ganz ähnlich sein, wenn man mich, den Bücherwurm und Nachkommen einer langen Beamtenreihe, von den Büchern und den klaren Verhältnissen eines geordneten Bürgerdaseins abgesperrt hätte. Erst jetzt verstand ich eigentlich ganz unmittelbar, weshalb Krupski, dem Vater und Mutter ziemlich fernstehen mochten, ewig mit allen seinen Gedanken in Liebe und Haß um seinen Großvater kreiste. Der Großvater hatte noch etwas Ganzes und Einheitliches sein können, aber indem er sich rücksichtslos ausgelebt hatte, hatte er den Enkel gleichzeitig zu einem Tantalus-Schicksal verurteilt. Alle seine Leidenschaften und Neigungen hatte er ihm vermacht, nicht aber mehr die Mittel, sie zu befriedigen. So mußte unser Krupski wohl zwiespältig werden und wirken, doch es sprach für die Unverwüstlichkeit seiner Natur, daß er noch immer so viel forsche Lustigkeit aus

dem Zwiespalt gerettet hatte. Der Skeptiker und Spötter war, wofür ich eben das beste Beispiel erhalten hatte, auch ein heimlicher Phantast, und sowie er Möglichkeiten sah, schoß seine Phantasie dahin wie ein lange gehemmter Renner, der endlich freie Bahn bekommt.

An ganz bestimmte Ziele hat er dabei schwerlich gedacht. Ich zweifle selbst, daß es ihm mit Czempowo Ernst war. Mit dem Namen des verlorenen Gutes nannte er wohl nur eine vage Sehnsucht, die aus irgendeinem sentimentalen Eckchen seines Herzens stammte und mit der er sich selber liebenswürdig betrog. —

Die Kameraden hockten an diesem Ruhetage herum und lasen die eingetroffenen Zeitungen, die zwar ein paar Tage alt waren, aber doch von der Welt daheim Kunde gaben.

Ich vertiefte mich gleichfalls in eins der Blätter. „Steht noch nichts von Frieden darin?" fragte Krupski, der dazu kam. Ich schüttelte nur den Kopf und gab ihm, was ich schon gelesen hatte.

Nachts schliefen wir zu dritt in einer kleinen Stube. Die Fenster standen offen, denn die Nacht war warm und leicht dunstig. Krupski hatte sich noch einen Arm voll Stroh geholt und schüttete sein Lager höher auf.

„Wenn nur dieser langweilige Krieg erst zu Ende wäre!" brummte er. Ich habe ihn noch getröstet: vorläufig hätten wir ja Ruhe. Aber er antwortete nicht.

Aus der Ruhe ist dann leider doch nichts geworden. Im Gegenteil: wider Erwarten wurden wir schon um

dreiundeinhalb Uhr des Morgens alarmiert und von neuem nach vorn gezogen. Der Wald, in dem sich die Russen festgesetzt hatten, sollte unter allen Umständen genommen werden. Unsere Artillerie war schon an der Arbeit; sie lenkte das Feuer der feindlichen Geschütze auf sich. Stundenlang ging es über unsere Köpfe, und da wir wußten, was uns bevorstand, war die Stimmung ernst.

Auch Krupski, der gerade in solchen Lagen immer einen Witz oder eine schnoddrige Redensart bei der Hand hatte und auf diese Weise manchmal befreiend wirkte, blieb heute still. Ich drehte mich nach ihm um und nickte ihm zu. Da hatte er ein merkwürdiges, wie festgefrorenes Lächeln um die Lippen — später dachte ich: wie Kinder, die nicht weinen wollen.

Das Warten war übrigens auch schrecklich. Die Offiziere sahen nach der Uhr; wahrscheinlich sollte der Angriff gleichzeitig auch auf den Nachbarfronten vorgetragen werden. In weit auseinandergezogenen Linien wurden wir endlich zum Sturm angesetzt. Denn wir hatten eine ganze Strecke freies, nur von hohem Unkraut überwuchertes Feld vor uns, das so gut wie gar keine Deckung bot. So gingen wir sprungweise, in weiten Abständen von Mann zu Mann, vor, lagen dann wieder glatt an die Erde geschmiegt, wurden von einem Kommando jäh aufgerissen, um ein paar Meter weiter den Boden noch inniger zu bedrängen, und kamen unter dem wütenden Feuer der Russen schließlich an den Wald heran. Als wir ihn erreicht hatten, war das Schlimmste überstanden. Der Feind zog es vor, kämpfend zurückzugehen.

Aber die Feldstrecke hatte viel Blut gekostet. Und obwohl das berauschende Gefühl, daß wir vorwärtsgekommen waren, und daß man selber heil und lebendig den Kampf überstanden hatte, jeden zuerst so ausfüllte, daß kaum ein flüchtiger Gedanke den minder Glücklichen galt, so griff es mir doch jäh ans Herz, als ich hörte, daß unter den fehlenden Leuten auch Krupski war.

An meinem Schreck merkte ich eigentlich erst, wie nahe er mir im Laufe der letzten Wochen gekommen war, was ich vor mir selbst niemals hatte wahr haben wollen. Zwei Leute hatten ihn fallen sehen — schon bald nach dem ersten „Sprung auf ... marsch! marsch!" Kaum ein paar Schritte hatte er getan, da war er lautlos gestürzt. Ob er tot war, ob nur verwundet, wußte niemand.

Da sind wir ihn suchen gegangen ... ich und zwei andere Kameraden.

Doch er kam uns selber schon entgegen, etwas unsicher noch und taumelnd. Ja, es stellte sich zu unserer Freude bei näherer Untersuchung heraus, daß er überhaupt nicht verletzt war. Nach seiner Erzählung hätte er bald nach dem Aufspringen plötzlich einen kurzen, heftigen Schlag oder Stoß verspürt, und mehr wisse er selbst nicht. Erst vorhin sei er wieder zu sich gekommen. Er hätte gar keinen Schmerz, nur noch eine wunderliche Benommenheit.

Der Fall war merkwürdig genug, aber man erlebt im Felde viel Unerklärliches. Ich weiß, daß man Leute aufgelesen hat, die nicht die geringste Spur einer Verwundung zeigten. Dennoch waren sie tot.

unzweifelhaft tot. Um so besser, daß es bei Krupski glimpflicher abgelaufen war. Fast im Triumph haben wir ihn angebracht, und die Freude war groß.

An seiner Leiblichkeit hatte er also keinen Schaden gelitten. Nur etwas stiller war er. Er sprach am Abend davon, für kurze Zeit Heimatsurlaub zu erbitten. Aber er hatte selber kein rechtes Zutrauen zur Erfüllung seines Wunsches. Wenn man es recht bedachte, war er ja auch wirklich erst verhältnismäßig kurze Zeit an der Front, und wir hatten genug Leute, die schon seit Kriegsbeginn mittaten, ohne die Heimat seitdem wiedergesehen zu haben. Außerdem wurde jetzt, wo die Offensive von den Karpathen bis zur Ostsee im vollsten Gange war, jeder Mann gebraucht.

Er konnte es sich demnach an den fünf Fingern abzählen, daß er keinen Erfolg haben würde. Aber er war dann doch verärgert oder vielmehr verstört, als er den ablehnenden Bescheid erhielt. Ich hatte erwartet, daß er schimpfen und den ganzen Militarismus in Grund und Boden verdonnern würde, doch sein Mundwerk, das sonst so leicht und schnell lief, blieb stumm. Er rauchte nur eine Zigarette nach der andern, und während der nächsten schweren Tage sah ich immer wieder, wie er den Tabak zwischen den Fingern rollte. Ich bilde mir heute ein, daß es mit einer unruhigen Hast geschah, aber man legt sich später ja viel zurecht.

In diesen Tagen, in diesen schweren Tagen haben wir die Russen von Stellung zu Stellung getrieben. Mit einer fabelhaften Zähigkeit setzten sie uns immer neuen Widerstand entgegen. In der Geländebenutzung, in der Verteidigung geschickt gewählter und

vorbereiteter Stellungen waren sie geradezu Meister. Kaum hatten wir sie irgendwo hinausgeworfen, so saßen sie zwei, drei Kilometer weiter schon wieder in irgendeiner vorzüglichen Deckung. Ja, sie stießen dazwischen auch immer wieder einmal vor und wagten selbst Nachtangriffe, so daß wir verteufelt auf dem Posten sein mußten.

Krupski war während dieser Zeit sonderbar. Sein ganzes Wesen schien sich umzudrehen. Ich glaubte zuerst, er baue heimlich an seinen Luftschlössern und lebe schon in Tagen, die ihm alle seine Wünsche erfüllen sollten. Aber dazu war er eigentlich zu gedrückt. Er sprach auch niemals mehr von seinem Gewinn; ganz gegen seine frühere Art sprach er überhaupt wenig. Wo war die unbekümmerte Offenheit geblieben, die mich häufig genug verblüfft hatte? Nur für das Nächste hatte er noch Sinn: was morgen sein würde, und dann: ob noch immer keiner an Frieden dächte.

Auffallender war etwas anderes. Es gab natürlich gerade jetzt Tag für Tag Aufgaben, zu denen man kühne und intelligente Leute brauchte. Nun hatte sich Krupski, wie gesagt, von jeher besonders bei gefährlichen Erkundungen bewährt, und wenn dazu Freiwillige aufgerufen wurden, war es allmählich fast schon Tradition, daß er als Erster vortrat.

Aber wie mit einem Schlage war es jetzt auch damit vorbei. Das erste Mal konnte man noch glauben, er hätte die Aufforderung überhört. Doch als er jetzt bei allen solchen Gelegenheiten ruhig im Gliede blieb, gab es rings ein heimliches Verwundern und Kopfschütteln. Halb erstaunt, halb fragend streifte ihn der Blick der

Leute, der Kompagnieführer selbst schien in wichtigen Fällen manchmal geradezu auf ihn und seine Meldung zu hoffen. Vergebens. Und das hatte allmählich etwas Peinliches, etwas Beklemmendes. Unwillkürlich glaubte man sich berechtigt, von ihm, der nicht umsonst das Kreuz trug, etwas anderes zu erwarten.

Trotzdem hat ihm keiner ein Wort gesagt. Wir hatten einen sehr vernünftigen Hauptmann, der sich sein Teil denken mochte. Es geschieht nämlich öfter, daß tüchtige Leute, die lange draußen waren und Schweres bestanden haben, mit einem Male müde, mürbe und lässig werden. Sie sagen sich dann wohl: Wir haben es nun lange genug gemacht, jetzt mögen es einmal die anderen tun! Das ist menschlich. Erfahrungsgemäß geht dieser Erschlaffungszustand bei den meisten auch nach einiger Zeit wieder vorüber.

Krupski stand allerdings noch nicht ein Vierteljahr im Felde, aber er hatte doch schöne Leistungen hinter sich, und da er überhaupt zu den Menschen gehörte, die sich ungestüm in alles Neue hineinstürzen, bald jedoch den Spaß daran verlieren, war es am Ende kein Wunder, wenn er jetzt einmal aussetzte. Das schob sich in Kürze wohl ganz von selbst zurecht.

So ungefähr mochten die Offiziere, so auch die Kameraden denken — es machte keiner deshalb den Mund auf. Selbst ich, der Krupski vielleicht am besten kannte, hätte solcher Erklärung damals wohl zugestimmt. Aber eine geheime Beklemmung lag wie ein Bann auf mir. Sie wuchs eigentlich von Tag zu Tag, als wäre hier etwas nicht in Ordnung.

Und eines Nachts bin ich aufgewacht, als sähe mich einer an.

Es war nichts. Die Kameraden schliefen im Stroh. Einer warf sich unruhig. Einer stöhnte im Traum. War das Krupski?

Ich wollte nicht an ihn denken, doch es zwang mich etwas, das stärker war. Ich sah ihn vor mir, wie er uns kürzlich, als wir den Wald genommen hatten, etwas unsicher entgegenkam — glücklicherweise unverletzt — merkwürdigerweise unverletzt —

Und wie ein Blitz hat mich der Gedanke durchzuckt, daß dies alles schon Komödie war.

Ekelhaft war der Gedanke. Er fiel mir mitten in das kurze, nächtliche Wachsein hinein. Er ließ sich nicht scheuchen. Und ob ich mich vor mir selber geschämt, ob ich ihn mit dem Willen aus meiner Nähe verbannt, ob ich mich selber wahnsinnig gescholten habe, — fern irgendwo wartete dieser Gedanke auf einen unbewachten Augenblick, um sich von neuem einzuschleichen und von mir Besitz zu nehmen.

Als müßte ich mir selber das Unsinnige und Niederträchtige der Vorstellung beweisen, habe ich Krupski von da an beobachtet und belauert — in halber Angst, in Neugier und Mißtrauen — wie einen Freund oder Feind. Und immer stärker drängte sich mir das Gefühl auf, daß es sich bei ihm nicht um jene vorübergehende Kriegsmüdigkeit handelte, die schließlich jeden einmal befallen kann. Wäre er unlustig gewesen! Hätte er geraunzt und geschimpft! Hätte er unter Fluchen mitgetan!

Aber es war etwas anderes. Es war schlimmer.

Oder sah ich nur so überscharf? Legte das einmal erwachte Mißtrauen auch harmlose Dinge falsch und übertrieben aus? Es waren ja alles nur Kleinigkeiten, auf die ich stieß. Keine an sich erzählenswert, jede einzelne unbedeutend, jede einzelne vielleicht von Zufallscharakter. Aber aufgerechnet ergaben sie eine Summe, alle zusammen waren sie kein Zufall mehr.

Weiß Gott, ich habe es noch immer nicht glauben wollen. Ich habe mein Mißtrauen, das neben einer unbestimmten Teilnahme einherlief, erwürgen wollen. Ich habe mir nicht zu denken erlaubt, was mir doch von Stunde zu Stunde deutlicher ward. Eine seltsame Verwirrung und Aufgewühltheit war in mir: Freundschaft, Sorge, Zorn, Scham, Verachtung, die manchmal zu stiller Empörung schwoll. Da lief er herum, dieser Krupski, lief herum mit dem Kreuz, auf das wir alle eigentlich ein bischen stolz waren, und benahm sich . . . benahm sich . . .

Ja, wie soll ich das sagen? Ich habe das brutale Wort lange vor mir selbst gescheut. War es nicht ein Wahnsinn, es gerade auf ihn anzuwenden? Stellte man da nicht alle Begriffe auf den Kopf? Aber es half nichts: wie er sich benahm, das war feige, feige! Er drückte sich in aller Stille, wo er irgend konnte. Drückte sich in einer jämmerlichen Weise, wie sie gerade ihm am allerwenigsten erlaubt war.

Und hier ist mir immer eins rätselhaft und unverständlich geblieben.

Mein Himmel, einem Menschen von seiner Überlegenheit und Komödiantengeschicklichkeit stehen schließlich auch beim Militär mancherlei Wege offen,

um auf gute Art aus der Front zu kommen, sei es ins Lazarett, sei es auf irgendein warmes und behagliches Pöstchen, auf dem man nicht gefährdet ist.

Wenn Krupski also, von allen ängstlichen und feigen Trieben seiner seltsamen Mischnatur plötzlich unterjocht, es darauf abgelegt hätte, sich in Sicherheit zu bringen, so hätte gerade er bei einiger Vorsicht nicht einmal Verdacht erregt. Denn was er geleistet hatte, war uns doch allen noch frisch in Erinnerung.

Aber er gab sich offenbar nur geringe Mühe, sein Verhalten zu bemänteln. Ob dabei die Gleichgültigkeit mitsprach, die er gegen das Urteil der übrigen Menschen empfand; ob er so von einer einzigen Idee besessen war, daß alles übrige zurücktrat und keinen Wert mehr für ihn hatte; ob er vielleicht in seiner Art doch viel ehrlicher war, auch in den häßlichen Schwankungen seiner Natur ehrlicher und unbekümmerter, als unsereiner sich vorstellen kann, — darüber bin ich mir bis heute nicht ganz klar geworden.

Mehr als einmal habe ich mit mir gerungen, ob ich ihn nicht aufschütteln sollte — ihn anschreien und anblasen wie einen Mondsüchtigen! Aber ich habe mich geschämt. Alles andere, schien mir, kann man einem Manne leichter sagen. Und immer auch noch eine letzte Hoffnung: er wird es selber fühlen und sich hoch reißen! Er muß ja rot werden, wenn er sein Kreuz ansieht!

Hätte ich ihn damals ganz allein gehabt wie früher manchmal — wer weiß, ob ich nicht doch gesprochen und ihm einen moralischen Rippenstoß versetzt hätte! Aber ebenso wie er mich früher gesucht hatte, schien er

mich jetzt zu meiden. Gerade als wäre es ihm leid, daß er mir den Brief gezeigt hatte. Und ich selbst konnte mich auch zu keiner Harmlosigkeit zwingen. Ich konnte ihm nicht in die Augen sehen. Das geht mir immer so und ist wohl ein Erbteil aus empfindsamer Jünglingszeit. Als ich einmal ein Dienstmädchen meiner Mutter, das uns nach allen Ecken und Kanten bestohlen hatte, zur Rede stellen und aus dem Hause weisen sollte, da war ich sicherlich verlegener als das Frauenzimmer.

Die Kameraden waren immer noch harmlos. Erst als Krupski bei einer kleinen, kaum der Rede werten Plänkelei wieder eine zweifelhafte Rolle spielte, begann der eine oder andere stutzig zu werden. Sie wehrten sich wohl zuerst gegen den Verdacht wie ich, sie brummten und schüttelten den Kopf, sie sprachen in Andeutungen davon, und allmählich wuchs ein Raunen und Reden im ganzen Zug. Alles noch heimlich ... aber man konnte fast beobachten, wie es weiter drang, wie auch die Vorgesetzten allmählich mißtrauisch wurden.

Es war schrecklich. Ich hatte das Gefühl, als ob etwas über uns schwebte, sich auf uns senkte, uns bedrückte — etwas, das doch niemand anzufassen wagte.

Der Zugführer blieb vor Krupski stehen. Ich sehe noch sein mager gewordenes, energisches Gesicht mit dem Durchzieher.

„Sind Sie krank?“ fragte er. Mir war, als wäre es lautlos still, als hielte jeder den Atem an. Das Herz begann mir zu klopfen.

Einen Augenblick schien sich Krupski zu besinnen.

Hätte er Ja gesagt! Ich glaube, nicht nur mir wäre ein Stein vom Herzen gefallen.

Aber Krupski sagte Nein. Unbegreiflicherweise!

Der Leutnant hatte es wohl nicht erwartet. Ich sah, wie sich seine Lippen fester schlossen. Er hatte etwas auf der Zunge; es zuckte leicht um seinen Mund, als wollte er noch ein paar Worte hinzusetzen. Und ich — nein, jeder einzelne fühlte und hörte die Worte förmlich, die er nun halblaut sagen würde, die Worte: Dann nehmen Sie sich vielleicht etwas zusammen!

Aber er sagte sie nicht. Zögernd wandte er sich und schritt weiter.

Das war am Vormittag des 11. Juni. Am Spätnachmittag liefen wichtige Meldungen und Befehle ein. Aus mancherlei Anzeichen schlossen wir, daß etwas im Gange war. Aber die Nacht blieb ruhig.

Am Tage darauf verstärkte sich der Geschützkampf. Fortwährend kreisten Flieger über den feindlichen Stellungen. Ein Gerücht wollte wissen, daß von Süden her neue russische Truppenmassen anrückten und große Teile der Front in unserem Abschnitt schon im Kampfe stünden. Auch wir erwarteten jeden Augenblick den Befehl zum Eingreifen. Doch auch dieser 12. Juni brachte ihn noch nicht. Es wurde Abend, und nach dem heißen Tag zog ein Gewitter auf. Ein kurzer Regenschauer, der erste nach langer Trockenheit, begleitete es.

Die Leute legten sich früh hin. Niemand konnte wissen, wann wir morgen heraus mußten und was uns bevorstand. Mit fünf anderen Kameraden, unter denen sich auch Krupski befand, war ich in einem

ziemlich geräumigen Holzstall untergebracht. Wir wollten uns gerade ausstrecken, als Krupski durch eine Ordonnanz zum Kompagnieführer befohlen ward.

„Ich?“ fragte er, jäh erschreckend. „Was ist denn los?“

Mit fahrigen Bewegungen machte er sich fertig. „Nicht mal seine Nachtruhe hat man!“ Es sollte in der alten spöttischen Art herauskommen, aber es gelang nicht recht.

Wir Zurückbleibenden sahen uns nur an. Möglicherweise handelte es sich um einen harmlosen Auftrag oder dergleichen. Doch glaubte eigentlich keiner recht daran. „Der Alte wird sich ihn wohl mal vorknöppen!“ meinte ein Charlottenburger. „Kann auch wirklich nichts schaden!“ Dabei dreht er sich um, gähnte und schlief nach wenigen Minuten.

Die meisten machten es ihm nach. Mich aber hielt eine merkwürdige Erregung munter. Mir war, als komme der Stein ins Rollen und als erfülle sich ein Schicksal.

Seltsam: in diesem Augenblick, hier in dem dunklen Holzstall, als ich auf Krupskis Rückkehr wartete, brannte mir das Herz mit einem Male in unsäglichem Mitleid. Verraucht waren Zorn, Ärger, Verachtung und was sonst noch in letzter Zeit mein Empfinden gegen ihn bestimmt hatte. Er tat mir nur noch unendlich leid, und in einer Aufwallung, die ihr sentimental nennen mögt, nahm ich mir vor, herzlicher gegen ihn zu sein und ihm nach Kräften wieder zurechtzuhelfen.

Aber als er nach einer knappen halben Stunde zurückkam, schloß mir trotz der besten Vorsätze die alte

Spröbigkeit auch jetzt die Lippen, so daß ich kein Wort herausbrachte und mich sogar schlafend stellte. Nur daß Krupski sich etwa nicht einbildete, ich wäre seinetwegen wach geblieben!

Ach, er hätte wahrscheinlich verdammt wenig darauf geachtet! Ich kränkte mich heimlich selbst über meine Torheit und hörte mehr, als ich sah, wie er schweren Trittes zu seinem Platz tappte. Gewohnheitsgemäß, wie jeden Abend, zog er die Uhr auf und warf sich dann auf die Strohschütte.

Eine halbe Stunde oder auch eine ganze lag er regungslos still. Ich wußte, er schlief nicht, während die Kameraden tief und regelmäßig atmeten oder gar getrost schnarchten. Auch ich konnte keinen Schlaf finden. Die Luft in dem dunklen Stalle, der nur ein hochangebrachtes enges Fensterchen hatte, ward immer heißer und drückender.

Aber zuletzt muß wohl doch ein paar Minuten lang ein Dämmern über mich gekommen sein, denn als ich die Augen öffnete, stand der Lichtkegel einer Taschenlampe, deren Aufblitzen ich nicht bemerkt hatte, in dem dunklen Raume, und als ich mich halb aufrichtete, sah ich, wie Krupski drüben hantierte.

An meiner Bewegung hatte er wohl erkannt, daß ich wach war.

Vorsichtig trat er über die Füße der Kameraden und sagte halblaut: „Es ist unerträglich hier! Können Sie auch nicht schlafen?"

Er stand, während ich ihm antwortete, schon an der halb angelehnten Tür, die kleine Taschenlampe, deren Schein über mich hinwegirrte, in der Hand. Sein Ge-

sicht hatte etwas Fahles, vielleicht nur in dem Halbschimmer des zurückfallenden Lichtes. Sekundenlang zögerte er, dann sprach er gepreßt: „Draußen wird es besser sein!"

Den Ton kann ich nicht wiedergeben. Es war wie ein verhaltenes Flehen darin, wie eine scheue, verzweifelte Bitte: Komm mit! Laß mich nicht allein!

Dabei stieß er schon die Tür auf und trat ins Freie. Ohne Besinnen bin ich ihm nachgegangen.

Es war draußen nicht viel frischer als drinnen. Das kurze Gewitter hatte keine Abkühlung gebracht. Vor uns, in der dunklen schwülen Nacht, dämmerten die Felder. Die Luft war so ruhig, daß die Flamme des Streichholzes, an dem ich mir eine Zigarre anzündete, groß und ruhig zu Ende brannte.

Krupski rauchte, wie immer, Zigaretten. Er rauchte schneller als sonst. Gleichsam durstig atmete er den Rauch ein, während er auf dem Rain, der die Felder vom Gehöft schied, neben mir herging ... immer vom Schuppen angefangen bis drüben zu der Andeutung eines Reisigzaunes.

Als wäre er zu einer Unterhaltung verpflichtet, sprach er in kurzen, abgerissenen Sätzen davon, daß er „Lungenraucher" sei und deshalb gut und gerne bis fünfzig Zigaretten am Tag vertrage, aber nicht eine einzige Zigarre. In Pausen redete er weiter ... gleichgültige Dinge. Was plappert er da? dachte ich gequält. Es hatte keinen Sinn, darauf zu antworten.

Als er dessen inne ward, daß ich immer nur schwieg, stockte er und ward gleichfalls still. So gingen wir

wortlos nebeneinander ... hin, her, hin, her, gerade als müßten wir für Geld die kleine Strecke ablaufen.

Drüben stieg dunstig der Mond auf. Unendlich traurig hing er über den fruchtleeren Feldern. In seiner matten, umschleierten Helle ward das Land noch trostloser.

Und wie wir so ziellos in das fremde, traurige Land hineinsahen, und das Schweigen sich immer länger dehnte, fühlten wir wohl, daß jetzt keiner mehr an die letzten gleichgültigen Worte anknüpfen konnte. Wie Steine, die man sinnlos in die Luft wirft, waren sie zu Boden gefallen, und es war besser, drinnen aufs muffige Stroh zu kriechen, als das zwecklose Spiel zu wiederholen.

Da sagte Krupski mit einem Male, während er am Schuppen stehen blieb: „Ich habe Sie einst zur Hasenjagd nach Czempowo eingeladen. Ich fürchte, ich muß die Einladung zurückziehen. Wir werden keine Hasen zusammen in Czempowo schießen."

In Art und Ton der Worte lag noch ein letzter Anklang der spöttischen Leichtigkeit, mit der er zu reden pflegte, aber gleichsam verschleiert und gebunden.

Als hätte ich ihn nicht verstanden, erwiderte ich zögernd: „Ich glaubte, Sie würden das Gut nun grade kaufen."

Er sah kurz auf, nickte ein paarmal und beschäftigte sich umständlich mit seiner Zigarette.

„Morgen um neun Uhr beginnt der Tanz," sagte er nach einiger Zeit. „Die Leute wissen es noch nicht."

Überrascht hob ich den Kopf. Und e r? Woher wußte

er es? War er deshalb vorhin zum Alten befohlen worden?

Ich weiß nicht, was ich alles gefragt und geredet habe, denn wie bei jeder Gefechtsansage erfüllte mich sofort jene kribbelnde Erregung, die durch den ganzen Körper läuft. Ich bin auch nicht stehen geblieben, sondern ein paar Schritte auf und ab gegangen.

Da hörte ich, wie Krupski hinzufügte: „Ich bin zum Zug Ginsberg kommandiert. Als Gefechtsordonnanz."

In diesem Augenblick habe ich mich umgedreht und ihn angesehen. Aber er blickte nicht auf.

Und jäh begriff ich oder ahnte wenigstens dunkel, was hinter seinen Worten stand. Der Hauptmann wollte ihm die Möglichkeit geben, sich zu rehabilitieren. Er schickte ihn als Gefechtsordonnanz in den Feuerzug, der als erste Sturmwelle vorstoßen sollte. Er stellte ihn auf einen wichtigen und gefährdeten Posten, für den man besonders tapfere Leute aussucht.

Was war vorhergegangen? Hatte der Alte unter vier Augen mit ihm gesprochen? Hatte er ihm gesagt, was der Leutnant verschluckt hatte?

Niemand weiß es. Krupski hat nichts weiter erzählt, und der Hauptmann ist zwei Monate später bei Kowno gefallen — am gleichen Tage, als ich meine Kugel bekam.

Einen Atemzug lang fühlte ich es wie Befreiung von dumpfer Spannung. Es war gut so. Mir war, als hätte der Alte wieder einmal das Rechte getroffen. Vielleicht empfand es doch auch Krupski wie eine Erlösung.

Er atmete tief auf, warf seine Zigarette fort und setzte sich, als ob er müde wäre, auf eine umgelegte Leiter, die längs des Schuppens lehnte. Den Kopf in die Hand gestützt, sah er dem Restchen Tabak zu, das sich auf dem Boden langsam verzehrte.

„Ja", sagte er, als spinne er nur einen Gedanken weiter, „Sie haben damals das richtige Wort gebraucht ... damals, als der Brief kam. Von meinem ‚Schweineglück' haben Sie gesprochen — herrlich, herrlich! Psia krew, es ist wirklich ein Schweineglück: der ganze Koben wird einem voll Futter geschüttet, bevor man geschlachtet wird! Es ist ein Glück zum Verrücktwerden!"

Meinen kurzen Einwurf beachtete er nicht. Er sprach weiter, als spräche er zu sich und dem Boden, auf den er niedersah.

„Einunddreißig Jahre bin ich nun. Ein Dutzend Jahre hab ich gelechzt und gelungert, gespielt und weiß Gott was getan. Bin doch immer unten geblieben, ein armer Teufel, immer durstig nach allem, was ich nicht haben konnte. Und jetzt könnt ich's haben ... hier halt ich's ... in meinen Händen halt ich's ... ein ganzes Vermögen ... sechzigtausend Mark und jede Mark mein! Aber da ist nun dieser verfluchte Krieg, und man soll sich totschießen lassen, ohne einen Pfennig angerührt zu haben. Verstehen Sie, daß man darüber wahnsinnig werden kann?"

Ich wollte ihm seine Schwarzseherei ausreden. Es sei doch alles Einbildung. Wir würden eines Tages bei Paszewski noch vergnügt den Frieden begießen. Überhaupt begriffe ich nicht, weshalb er jetzt plötzlich

auf so törichte Gedanken käme, während er früher, bei weit größeren Gefahren, niemals damit gerechnet habe.

Was man eben in solchen Fällen vorbringt ...

Mit einer halben Handbewegung schob er meinen Allerweltstrost beiseite.

„Früher," erwiderte er achselzuckend, „... früher war manches anders. Sie wissen doch: Wer nichts hat, dem passiert auch nichts, pflegte mein Großvater zu sagen. Nun also! da war ich sicher. Da hatte ich nichts zu verlieren. Da konnt ich dem Schicksal auf der Nase tanzen! Aber nun bin ich doch reich, und passen Sie auf: nun wird sich das Schicksal rächen.

Phantastereien, denken Sie jetzt, blöder Aberglaube. Mag sein. Wer viel gespielt hat, wird immer abergläubisch. Er weiß, alles ist Zufall, aber so komisch es klingen mag: es lebt dennoch auch darin eine dunkle, unerkennbare Gesetzmäßigkeit. Die Kugel von drüben ... die nimmt natürlich ihren vorgeschriebenen Weg, ganz gleich, ob ich heute eine Million gewonnen habe oder nicht. Aber i ch bin nicht mehr der gleiche; i ch bin vielleicht verwandelt, bin durch das Bewußtsein dessen, was ich zu verlieren habe, unsicher gemacht, verwirrt, strebe mit allen Kräften danach, dieser Kugel zu entgehn und werde gerade dadurch falsch geführt. Ich fühle das ... ich fühle es selber ganz deutlich. Je mehr ich dem Schicksal ausweichen will, um so sicherer werde ich in seinen Weg getrieben. Ich entgehe ihm nicht, verlassen Sie sich darauf, ob es nun morgen geschieht oder in acht Tagen oder später. Unheimlich ist das oft; man kann nichts dagegen tun.

Damals, als der Leutnant fragte, ob ich krank sei, .. ich habe Ja sagen wollen. Und jäh die verwirrende Furcht, es könnte falsch sein, — da habe ich nein gesagt. Wußte im Augenblick darauf selber, daß es Wahnsinn war.

So ist es mit allem. Ich habe doch um Heimatsurlaub gebeten. Aber ich habe voraus gewußt, daß ich ihn nicht bekomme. Das hat mich von vornherein gelähmt. Sonst hätte ich es wohl dringlicher gemacht, und er wäre mir am Ende bewilligt worden. Alles wäre dann gut gewesen, nicht wahr? Denn ich wäre natürlich nicht mehr zurückgekommen."

War er toll? Er sagte das ganz ruhig, ganz gleichmütig, als wäre es die selbstverständlichste Sache der Welt.

„Reden Sie doch keinen Unsinn!" unterbrach ich ihn mahnend.

Und er, ohne den Kopf zu heben, immer nach dem Boden hin: „Ach so ... es kränkt Sie. Bitte, ich möchte Sie nicht kränken. Aber zurückgekehrt wäre ich gewiß nicht. Wundert Sie das? Sie als Deutscher müssen wohl anders denken ... es ist euer Krieg, es geht um eure Macht, euren Staat, eure politische Zukunft. Doch nehmen Sie mich! Bin ich ein Deutscher? Soll ich mich totschießen lassen für euer Deutschland, das nicht mein Vaterland ist?

Nein, nein — ich will mich überhaupt nicht totschießen lassen! Ich will nicht sterben ... hören Sie ... jetzt nicht, jetzt am allerwenigsten! Das müssen Sie doch begreifen!

Und doch wird es kommen. Seit ich das Geld habe,

fühle ich es. Seit ich das Geld habe, denke ich jede Nacht daran. Es ist grausig, grausig!"

Zum ersten Male blickte er mich wieder voll an, wie hilfesuchend, fahl und mit entsetzten Augen.

„Verachten Sie mich! Bitte!" sagte er halb höhnisch und halb wimmernd, ... „tun Sie sich keinen Zwang an! Macht mit mir, was ihr wollt! Lacht mich aus. Zeigt mit Fingern nach mir! — Ich hab Angst.. Angst!"

Er zitterte. Es schüttelte ihn hin und her. Halb zusammengebrochen saß er da, die Hände krampfhaft um die Leiterstange gepreßt, häßlich mit dem gleichsam erschlafften Unterkiefer, ein winselnder Schwächling. Und das grollende Widerstreben, das in den letzten Minuten meine Teilnahme fast verdrängt hatte, schwoll mir im Augenblick jäh als Abneigung und Ekel hoch.

Potzteufel, ich will mich nicht besser machen als ich bin, und Furcht habe ich manchmal auch gehabt, Furcht kann jeder haben, das ist eine Sache, die von der Phantasie und den Nerven abhängt. Aber ein tüchtiger Kerl hat doch so viel Kern und Willen, daß er die Zähne zusammenbeißt und die Furcht nicht zeigt! Daß er seine feigen Instinkte hinunterpeitscht! So habe ich Kruspki an den Schultern geschüttelt: „Menschenskind, zum Donnerwetter, reißen Sie sich doch zusammen!"

Fast heftig entfuhr es mir und trug wohl etwas von der üblen Empfindung mit, die mich beherrschte.

Er wurde sofort still. Er stand auf. Er schlug die Augen nicht nieder, sondern sah mich im Gegenteil ganz ruhig und unverwandt an.

Und obwohl ich eben noch gemeint hatte, daß er sich bis in die Knochen hinein hätte schämen sollen, fühlte ich statt dessen nun selber eine wachsende Scham, daß ich seinen Augen auswich und halb verlegen, halb entschuldigend sagte: „Nehmen Sie es nicht übel, Krupski. Ich denke ja nur an Sie. Und wenn Sie schon auf sich selbst keine Rücksicht nehmen, so tun Sie es wenigstens auf den Rock, den wir tragen, und auf Ihr ehrlich verdientes Kreuz."

Ein kurzer, zornig stöhnender Laut, schon im Entstehen halb erstickt, brach aus seinem Munde. Mit bösem Blick streifte er das schwarzweiße Band, und seine Hand zuckte, als wollte er es abreißen.

„Ich habe das nicht haben wollen," sprach er hart. „Ich habe gleich keine ganze Freude daran gehabt. Mir war das, als hätte ich eine Schlinge am Halse."

Mit zusammengezogenen Brauen, wie der Ankläger eines Schicksals, das er nicht gewollt hatte, stand er vor mir.

Da klang von fern durch die Stille der Nacht ein Schuß herüber.

Unwillkürlich zuckten wir beide und horchten angespannt. Wir hörten die Rufe der Posten, die sich verständigten.

Es blieb still. Es war nichts.

Aber als sich nun Auge und Ohr von der Weite wieder abwandten, war es, als hätte sich mit der kurzen Unterbrechung irgend etwas geändert.

Krupski trat aus dem Schatten des Schuppens in das trübe Mondlicht hinaus. Er stand aufrecht am Rain und blickte über das nächtliche Land.

„Verzeihen Sie, Dieter," sprach er mit halber Wendung, „ich habe Sie behelligt und Ihnen den Schlaf geraubt. Aber heute nacht habe ich einen Menschen gebraucht. Nun ist es gut. Ich bin Ihnen dankbar. Sie werden allmählich wohl schön müde sein."

Ich war wirklich müde. Eine tiefe Abspannung hatte mich in der letzten Minute befallen. Ich redete noch etwas herum und fragte ihn, ob er nicht mitkäme.

Aber er schüttelte den Kopf: „Ich habe noch ein paar Zeilen zu schreiben. Meine Taschenlampe muß so lange reichen. Nur mein Tabak geht zur Neige. Würden Sie mir wohl mit Zigaretten aushelfen?"

Ich gab ihm alles, was ich hatte.

Da sagte er, fast mit einem Lächeln: „Sie können auch ganz beruhigt sein. Es wird sich morgen oder später keiner zu genieren brauchen."

Ehe ich noch völlig begriff, nickte er mir zu und ging um den Schuppen herum.

Ich aber bin rot geworden wie ein Schuljunge. Die paar wunderlichen Worte, in denen schon wieder ein wenig Überlegenheit lag, griffen mir gleich kühlen Händen ans Herz.

Es wird sich keiner zu genieren brauchen . . .



Das sind überhaupt die letzten Worte gewesen, die ich von Krupski gehört habe. Am nächsten Morgen nickte er mir nur von weitem zu. Sein Gesicht war übernächtig und erschien mir schmaler, aber es war ganz ruhig . . . fast starr in seiner ungewohnten Ruhe.

Gegen achteinhalb Uhr wurde uns mitgeteilt, daß ein

Sturmangriff bevorstünde. Punkt neun Uhr begann er. Zug Ginsberg bildete die erste Sturmwelle.

Schon um zehn Uhr war alles vorüber. Der Heeresbericht konnte in zwei Zeilen melden, daß südöstlich der Straße Mariampol—Kowno die vordersten russischen Linien genommen wären.

Als ich Krupski wiedersah, lag er kühl und still mit vielen andern gefallenen Kameraden zusammen. In schnurgerader Reihe, wie zur Parade ausgerichtet, hatte man sie alle nebeneinander gelegt, und unweit davon klangen schon die Spaten, die das gemeinsame Grab aushoben.

Die Starrheit der letzten Stunden war von dem Gesicht gewichen. Es schien nicht wie bei den meisten Toten strenger und älter, sondern jünger und jungenhafter. Aber jetzt, im Liegen, fiel mehr als je die kurze Haarnarbe auf, die sich in die Stirn hineinzog.

Es gab noch eine große Verwunderung, als der Hauptmann am Grabe einige Worte sprach. Das war bisher noch niemals vorgekommen, denn der Alte war kein Redner und machte nicht viel Geschichten.

Wir begriffen es auch erst, als er nach einem kurzen allgemeinen Abschiedsgruß abgehackt und schnaufend noch besonders auf Krupski kam. Er gab uns bekannt, daß Krupski in einer letzten Willenserklärung, die er heute früh beim Feldwebel niedergelegt hätte, sein beträchtliches Vermögen für die bedürftigen Kinder gefallener Kompagniekameraden bestimmt habe.

Später erfuhren wir näheres. Auch dieses Testament war doch wieder ganz Krupski. Er erklärte darin in seiner bekannten Art, daß er den lebhaften

Wunsch habe, das ihm plötzlich zugefallene Geld allein zu verzehren. Da ihm das Schicksal diesen Wunsch aber wahrscheinlich versage, so wolle er wenigstens verhüten, daß die Summe an den Staat zurückfalle, denn er selber hätte erfreulicherweise keinerlei Anhang und Verwandtschaft.

So bestimmte er also, daß im Falle seines Todes die sechzigtausend Mark für die bedürftigen Kinder gefallener Kompagniekameraden verwaltet würden, mit der Bedingung, daß erstens die Kinder von Berufssoldaten davon ausgeschlossen seien, da ihre Väter von vornherein mit dem Risiko des Berufes hätten rechnen müssen; daß zweitens überhaupt höchstens zehn Kinder in Betracht kommen dürften und sie den entfallenden Teil der Summe bei ihrer Großjährigkeit erhalten sollten. Auf diese Weise hätte jeder Bedachte wenigstens ein leidliches Sümmchen in der Hand, und es würde vermieden, daß sich das Geld, wie es sonst zu geschehen pflege, in niemals hin und her reichenden Bettelpfennigen verkrümele.

Ein Kamerad, der zu Hause einen kleinen Milchhandel betrieb, lachte über das ganze Gesicht, als er davon hörte. Er meinte, er sei nun noch einmal so ruhig, seit er wisse, daß sein dreijähriges Mädelchen unter Umständen eine feine Partie werden könne. Und der Krupski sei doch ein großartiger Kerl gewesen. Wenn einer etwas dagegen habe, solle er es nur sagen.

Aber sie waren alle der gleichen Meinung. Ja, als wir später, nach weiteren Verlusten, neuen Ersatz erhielten, habe ich manchmal, wenn wir in Ruhestellung

lagen, zugehört, wie die alten Leute den neuen von Krupski erzählten.

Sie erzählten von seinem Überbrettl und seinen Karikaturen, sie erzählten, wie er auf dem Panjewagen angekommen wäre und wie er das Schwein herangeschleift hätte, sie erzählten, daß er neun Russen gefangen, und daß er als polnischer Bauer verkleidet die Batteriestellung ausgekundschaftet hätte. Einer wußte immer mehr als der andere, und die neuen staunten die alten Leute ernsthaft und fast ein bißchen ehrfurchtsvoll an, weil sie das alles noch miterlebt hätten.

Allmählich, glaube ich, haben die alten Leute selber so etwas wie Hochachtung vor sich bekommen, und unausgesprochen schwebte über allem, was sie von Krupski berichteten, die Meinung, daß es dergleichen heute, bei dem schwächer werdenden Ersatz, natürlich nicht mehr gäbe.

Wie oft habe ich mich da gewundert! Sie hatten doch sämtlich auch die peinliche letzte Zeit Krupskis miterlebt, aber sie schien in ihnen allen glatt ausgelöscht. Und später, wenn sie einst wirklich alt geworden sein werden, dann wird jeder in seinem Kreise wohl so sachte einen kleinen Legendenkranz um Krupski geschlungen haben.

Ich habe da zuerst nicht mitkönnen. Ich bin stumm geblieben und habe an die Nacht denken müssen, wo ihn das Jämmerliche so ganz besiegt hat. Auch die letzten Worte, die mir immer nachgegangen sind, haben das Bild nicht austilgen können.

Aber ich sagte schon: als ich später im Lazarettzug

heimfuhr, in den vielen, vielen einsamen Stunden, habe ich lange über ihn hin und her gesonnen, und vieles verstand ich damals, was ich früher nicht verstanden hatte. Immer noch wehrt sich etwas in mir gegen sein Wesen, es bleibt ein problematischer Rest, mit dem ich nichts anfangen kann, doch ich fühle, wie der starke innere Widerstand, den ich dem Lebenden entgegensetzte, mehr und mehr erlahmt. Ich habe Krupski jetzt in der Erinnerung fast wie einen Freund gern, und am Ende geht es mir wie den alten Leuten der Kompagnie.

Wenn er das wüßte, würde er mit seinem überlegensten Lächeln über uns Deutsche spötteln, die erst glücklich wären, wenn sie einem anderen Menschen den idealen Tupfer auf der Nase angebracht hätten. Das schien ihm ja stets so komisch ...

Und manchmal denke ich auch, daß ich selber wohl zu eng gewesen bin und zu viel Vorurteile unbesehen mitgeschleppt habe oder noch mitschleppe. Es lacht mir jetzt ab und zu einer über die Schulter, als wollte er sagen: Auf der andern Seite wohnen auch Menschen!

Mein Bruder behauptet, der Krieg hätte mich verändert.

Ach ja, der Krieg ... er ist gewiß groß und furchtbar, und immer muß man staunen, wie viel technische Wunder er geschaffen oder herausgebracht hat. Sein ganzes Leben kann man von all den Erlebnissen zehren.

Aber auch im Kriege ist das größte Erlebnis immer nur der Mensch.

Opfer



Der alte Tolkemitt hat schon immer eine störrige und glühende Seele gehabt.

In seiner Werkstatt an der Hobelbank hat er jede Liebe und jeden Haß, jeden Zorn und jede Wunschglut ehrlich gewiegt und ausgetragen. Er ist nicht windig darüber hinweggegangen wie die Huscheligen. Gleich den Hobelspänen, mit denen er heizte, brannte sein Herz mit Sausen und Brausen. Aber nach außen ist davon wenig gekommen — er hat die Tür zugehalten und alles mit sich selbst ins reine gebracht. Feuer darf nicht fahrig umherfliegen; es muß in seinem Loche bleiben.

Vielleicht sind deshalb die Lippen, die sich im Leben über vielem fest geschlossen haben, so dünn geworden. Aber vielleicht ist auch nur das Alter schuld daran, das sie ausgetrocknet und den ganzen Mann etwas krumm gezogen hat.

Er ist erst Mitte der Sechzig; doch wie ein Siebziger sieht er aus. Mit den rissigen, gichtisch gekrümmten Händen kann er nicht mehr viel schaffen. Vor drei Jahren hat er deshalb die Werkstatt aufgegeben; die Elle wäre sonst länger als der Kram geworden.

Nun wohnt er bei Tochter und Schwiegersohn, hat oben eine schmale Kammer mit seinem Bett und unten sein Essen. Er bezahlt dafür eine Kleinigkeit; anders hat er's nicht gewollt. Ein paar frühere Kunden, die sich an die neuen Gesichter und die neuen Preise nicht gewöhnen können, lassen ihn noch immer einmal rufen. Besonders in den Ziehzeiten hat er wochenlang zu tun. Da schlägt er Nägel für die Bilder ein, leimt

abgebrochene Füße an die Möbel, macht die Gardinenstangen passend und verdient recht gut. Er kann seine Pfeife rauchen und hat im Winter ein bullerndes Kanonenöfchen in der kalten Kammer. Damit muß ein alter Kerl zufrieden sein.

Er selber weiß auch, daß er noch nicht am schlechtesten gefahren ist. O, la, la — er hätte einen Schwiegersohn bekommen können, der ihm die paar Feierabendjahre elend verbittert hätte!

Das tut der Max nicht! Der Max ist ein guter Kerl! Potzteufel, er hat ihn jetzt fast lieber als die eigene Tochter!

Trotzdem hat er sich damals mit Händen und Füßen gegen die Heirat gewehrt. Und als die jungen Leute sich nicht darum gekümmert haben, hat er den Kameraden vom Kriegerverein lange Zeit nicht mehr in die Augen zu sehen gewagt. Man weiß doch, wie sie über die Roten denken! Man hat doch ebenso kräftig geschimpft wie sie! Und nun geht die eigne Tochter hin und heiratet so einen ...

Bitter! Bitter! Es frißt heimlich am Herzen. Ein ganzes Jahr lang hat er die Wohnung der Tochter nicht betreten.

Aber Gottes Donner, seinen ersten Enkel muß man sich doch ansehen! Sonst läuft einem später so eine freche Rotznase auf der Straße durch die Beine, und man weiß nicht einmal, daß sie zur Familie gehört.

So hat sich sachte alles eingerenkt, und er hat bald gesehen: der Max war brav. Immer öfter ist er nach Feierabend hingegangen. Zuerst — da sind sie um alles Politische vorsichtig herumgesteuert. Dann, als sie

doch darauf kamen, sind sie mit vollen Segeln aufeinander zugefahren wie zwei Schiffe, die sich zu rammen versuchen. Aber die Schiffe waren beide aus gutem Holze — es hat immer einen Krach gegeben, doch jedes blieb unerschüttert in seiner Bahn.

„Ihr beide! Ihr beide!" sagte die Tochter manchmal — „Über euch beide muß ich lachen!"

Ja, so war es. Sie zankten sich täglich, aber sie brauchten sich.

„Tolkemitt! Tolkemitt!" neckten sie im Kriegerverein, „am Ende schimmerst du auch noch rötlich!"

Nun, es war keine Gefahr. Er konnte geruhig den Kopf schütteln.

Dennoch hat er damals, als er dauernd in die Kammer zum Schwiegersohn übersiedelte, in aller Stille seinen Austritt aus dem Verein angemeldet. Wochenlang hat er es hin- und hergedreht. Es ist ihm sauer geworden, die alten Kameraden zu verlassen. Aber er hat sich in dem Gedanken verstockt, sie könnten seinetwegen, weil er nun bei dem Max wohnte, vielleicht ein Wort verschlucken, was sie sonst geredet hätten. Und das will er nicht.

Niemals hat er mit dem Schwiegersohn darüber gesprochen. Es sind seine persönlichen Angelegenheiten! Darin ist er störrig wie ein Esel, der nach seinem eignen Dickkopf läuft oder stehen bleibt.

Nun ist das längst verschmerzt. Er hat sich an die Kammer gewöhnt, er spielt mit dem Max Sechsundsechzig, und abends, wenn er seine Pfeife ausklopft, denkt er, daß es friedlich und sachte wohl so weitergehen würde bis zum Schlusse. Es soll ihm recht sein.

Nur möchte er einst rasch und ohne lange Krankheit sterben. Der letzte Pfeifenkopf soll noch warm sein, wenn er selber schon kalt wird.

*

Da kommt der Krieg über Deutschland, und in Sausen und Brausen brennt die halbe Welt auf. In Sausen und Brausen brennt auch sein Herz: es ist noch einmal aus der Ruhe gerufen und in große Gluten gestellt.

Er treibt mit dem Strome durch die Straßen, wie von einer Riesenwelle gepackt. Er ist nicht mehr er selber. Er denkt an 70, als sie ausgezogen sind, und kommt wie trunken in seine Kammer. Allein kann er heute nicht bleiben, doch er traut sich nicht, nach unten zu gehen. Denn wenn der Max auch diesmal anderer Meinung wäre, das würde er nicht ertragen.

Aber der Max ist gar nicht anderer Meinung. Der Max sagt: Was zu viel ist, ist zu viel! Der Max unterschreibt auch von sich aus die Kriegserklärung gegen Rußland und Frankreich. Und der alte Tolkemitt schlägt mit den krummen Pfoten auf den Tisch und bringt vor Glück und Zittern nichts Vernünftiges heraus.

Doch auf der Straße bleibt er nun wie früher bei den alten Kriegskameraden stehen. Er redet mit ihnen über die Weltläufte, er hat einen heimlichen Stolz, er ist ganz eins mit ihnen, und wenn sie ihm derb und ehrlich wie in vergangenen Zeiten die Hand drücken, so fühlt er: Dieser Druck, er gilt nicht nur mir, er gilt auch dem Max und allen seinen Genossen.

Da denkt der alte Tolkemitt: Etwas Schöneres und

Größeres kann nicht kommen. Was nun kommt, ist voll Blut und Mühe.

Bis in die Nacht hinein steht er am Bahnhof, um noch die letzten Meldungen zu erwischen — Tage und Wochen. Er macht mit heißer Seele im Westen das Stürmen und Überrennen mit und ist so heftig dabei, daß er sich oft erschöpft auf die Bettkante setzen muß: Sachte, sachte — wer soll denn da mitkommen?

Er siegt mit Hindenburg im Osten und tippt einem alten Kameraden nachdenklich gegen den obersten Rockknopf: Besser hat es der Moltke auch nicht gekonnt.

Er faßt den großen Entschluß, eine Fahne zu kaufen, und ob sie zehn Groschen kostet.

Die Fahne flattert am Kammerfenster. Es ist eine sehr lustige Fahne, die schon beim geringsten Luftzug zu tanzen beginnt. Der alte Tolkemitt kann zufrieden sein.

Aber er hat innerlich noch eine Unruhe. Der Krieg wird langsamer und ruhiger, doch die Unruhe bleibt. Allerlei Mittel wendet er an, um sie los zu werden. Als die Lazarette sich füllen, zwackt er sich täglich eine Pfeife ab und gibt den ersparten Tabak hin. Es nützt nichts, und anderes nützt auch nichts. Heimlich will etwas heraus, was keinen Weg findet.

Er fühlt es und bekommt es doch nicht in die Finger. Er hat manchmal eine Angst, das Wichtigste zu versäumen: als müßte er sein eigensinniges und glühendes Herz immer noch näher an den großen Krieg heranbringen . . .

Der Schnee fällt, und der Schnee taut. Im März holen sie den Max, obwohl er nicht gedient hat. Es muß diesmal jeder heran.

Nun ist er allein mit der Tochter, und sie krebsen sich recht und schlecht durch den Sommer. Bald rauscht — zum zweitenmal blutig — der Herbst durchs Land. Früher als sonst wird es winterlich kühl.

Die Briefe, die der Max abwechselnd an seine Frau und den Alten schreibt, brauchen immer länger, um anzukommen. Er marschiert jetzt in Serbien — wer heut Soldat ist, lernt ein gut Stück Welt kennen! Zuerst, schreibt er, sind sie im Dreck aufgeweicht, dafür sind sie jetzt in der Kälte brettsteif gefroren. Auf den Bergen liegt schon der Schnee, vorgestern hat er im Ziegenstall geschlafen, aber meistens müssen sie sich in die Mäntel gewickelt hinlegen, wo sie gerade stehen. Und so schnell stoßen sie vorwärts, daß die Feldküchen nicht rasch genug nachkönnen. Doch der Mensch erträgt alles; er muß nur wissen, wofür.

Auf der Bettkante liest der alte Tolkemitt den Brief noch einmal. Jedes Wort dreht er um, denn der Max macht es kurz und bündig. Der Lichtstumpf flackert; das Öfchen spuckt Glut.

Noch näher rückt Tischler Tolkemitt an den Lichtschein heran. Jetzt liest er den Brief zum drittenmal. Und über das Papier weg sieht er eisige, verschneite Höhen. Er hört den Wind pfeifen und sieht die deutschen Soldaten müde, in Eis und Schnee. Wie der Max liegt, so liegen Hunderte, Tausende, Zehntausende.

Sie klagen nicht, sie fragen nicht; sie wickeln sich in die Mäntel und pressen sich aneinander.

Hier aber bei ihm bullert das Öfchen. Es wird immer röter und kracht vor Vergnügen.

Der alte Tolkemitt kriegt geradezu eine Wut gegen das Öfchen. Er sieht es zornig und verachtungsvoll an. Er schämt sich; er glüht und wird störrig.

Eine halbe Stunde wandert er zwischen Fenster und Tür auf und ab. Dann geht er zu Bett, und in ihm bohrt es, stößt es, brennt es. In seinem Auge, über dem schmalgepreßten Mund, leben Bilder: Soldaten auf serbischen Höhen, Soldaten auf russischen Feldern, Soldaten in französischen Gräben.

Spät erst schläft der alte Tolkemitt ein.

*

Am nächsten Vormittag geht er zur Kirche. Ein kalter Wind pustet durch die Gassen. Er kann den Wind sonst nicht vertragen, aber er hat heut eine Art Zornfreude daran. Wie ein störriger Junge denkt er: Nun gerade! In Serbien wird es noch anders pfeifen!

Und der Pastor spricht vom heiligen Geheimnis des Opfers. Von den großen Opfertagen des Volkes. Indem er sich selbst zum Opfer brachte, hat der Gottessohn den Tod überwunden. Durch das Opfer überwinden wir den Feind. Jeder einzelne muß es bringen; keiner ist zu gering, keiner zu arm dazu. Denn es kommt nicht auf die Gabe an, sondern auf die Glut des Gebens. Wenn sie aus jedem Herzen brennt, schmiedet sich in ihr das Schwert des Sieges. So können und müssen wir alle mitkämpfen und den Sieg erringen.

Frauen lauschen empor, Frauen in Schwarz, die schon ihr Bestes zum Opfer brachten. Der alte Tolkemitt horcht auf die Stimme und versteht doch nur die

Hälfte, weil es in ihm selbst mit zu heftigem Brausen brennt — gerade als hätte der Mann dort oben einen ganzen Arm voll Sägespäne in ein schwelendes Feuer geschüttet.

Auf dem Heimweg spürt er den kalten Wind nicht mehr. Auf dem Heimweg hört er immer nur die zwei Fragen, zu denen sich die Stimme des Mahners erhob: Was hast du geopfert? Was wirst du opfern? O, es treibt ihn, mit seiner glühenden Seele mitten hineinzuspringen in die große, allgemeine Glut!

Aber seine Hände sind leer. Er fühlt seine Armut. Er ist ausgeschlossen.

Was hat er geopfert? Das bißchen Tabak hat er ja kaum entbehrt. Deshalb war es auch nicht das Richtige.

Und was wird er opfern? Es muß mehr sein; es muß bitterer sein. So viel weiß er. Aber er findet es nicht.

Da schauert er nun doch im eisigen Ostwind. Er hält zu Hause die Hände vor das knisternde und krachende Kanonenöfchen. Es ist unersättlich. Es reißt das glühende Maul fortwährend nach neuem Brennstoff auf. Es giert auch jetzt schon wieder nach neuer Nahrung.

Seit gestern hat der alte Tolkemitt etwas gegen das Öfchen. Und als er es füllen will, hebt er plötzlich den Kopf. Er zuckt ein wenig zurück und zwinkert, als blende ein jäher Lichtschein aus der Dunkelheit seine Augen.

Und mit einemmal kommt es wie Rausch und Befreiung über ihn. Er sieht einen Weg und ein Ziel.

Er preßt die Lippen fest zusammen wie immer, wenn er inwendig etwas austrägt, und wandert auf und ab. Nach den Pfennigen, die er ersparen könnte, fragt er nicht. Er fragt auch nicht, ob sein eigensinniges Herz sich am Ende töricht vergreift. Er spürt nur in Glück und Schmerz, wie er sich einen Anteil schaffen darf an Not und Mühe dieser Zeit, wie er sich einbeziehen kann in das Erleben und das Erdulden Unzähliger.

Das Öfchen knistert noch ein paarmal, als wollte es mahnen. Aber es wartet vergebens auf neue Zufuhr. Der alte närrische Mann hat vorhin schon entschieden. Er will einst, wenn dieser große Krieg vorbei ist, wie von Anno 70 sagen können: Wir haben es geschafft! Er will vor sich selbst das Recht haben, sich in dieses stolze „Wir“ einzuschließen. Es ist seine eigne Sache, die keinen etwas angeht.

Langsam wird das Öfchen stiller und kälter. Es ist ihm recht. Er will es nicht warm haben, wenn Millionen draußen es ebenfalls nicht warm haben. Kann er schon nichts geben, so will er ihnen doch im gleichen Erdulden nahe sein.

Noch hängt überall ein Restchen Wärme in der schmalen Kammer. Aber als er abends durchfroren vom Bahnhof kommt, strömt aus Fugen und Ritzen schon schneidende Kälte. Ein Frostschauer packt ihn. Er raucht sich als Nasenwärmer eine letzte Pfeife an, doch sie schmeckt ihm nicht. Frierend kriecht er in sein Bett.

Wenn der Max in Serbien jetzt solch ein Bett hätte! Wie viele liegen jetzt draußen und haben es nicht!

Und draußen pfeift der Wind — hui, wie er ums Haus geht! Er schüttelt den Pfirsichbaum an der Wand. Er heult und winselt wie ein Hund, dem die Tür verschlossen ist. Er drängt sich durch die Fugen und läßt nicht nach.

Der Wind, der böse Wind bläst über Zehntausende, die auf bloßer Erde ruhen. Durch den Mantel spüren sie ihn und frösteln.

Tischler Tolkemitt spürt ihn auch. Er wickelt sich fester in die Decke, aber er kann nicht warm werden. Er reibt die Füße gegeneinander, doch sie bleiben leblos, kühl wie Eisklumpen, als gehörten sie gar nicht mehr zu ihm.

Schwer, schwer haben es die Soldaten. Er selber ist auch einer. Er liegt in Sturm und Schnee auf Serbiens winterlichen Höhen. Er muß es auf sich nehmen, so schrecklich es ist. Ob ihm die Glieder erstarren, er steht doch nun mitten darin im Opfer und im Krieg. Auf seinen Schultern trägt er ein Teilchen der Last, die uns auferlegt ist. Er hilft mit, nach all dem Schweren den Sieg und den Frieden zu erzwingen.

Mit kaltem Glanz flimmern zwei Sterne durch das Kammerfenster. Durch seinen Körper kriecht die Kälte, aber seine Seele glüht und wandert weite Wege. Aus Bitternis strömt unendliche Süße; im Leid ist die Erlösung.

Er dämmert ein, aber er wacht immer wieder auf. So gut es geht, zieht er den alten, dürren Körper zusammen. Doch er bleibt in einem Zittern.

Am Morgen fällt ihm das Aufstehen schwer. Eine Reifschicht liegt über dem Fenster. Kalt und schwarz

und tot, als hätte es niemals rotbäckig vor Glut und Leben gesprüht, steht das Öfchen im Winkel. Mit einem eigensinnigen Triumph sieht der Alte es an.

*

Die Stunden gehen wie immer. Nachmittags packt ihn eine tiefe Schläfrigkeit. Aber er hält sich aufrecht. Er wartet auf den Abend: da will er am Bahnhof horchen, ob niemand etwas von einem neuen großen Siege weiß. Er hat eine wunderliche Hoffnung, als müßte solch eine Meldung kommen, und er hat ein dunkles, stolzes Empfinden, als wäre er nicht ganz unbeteiligt daran.

Doch die Nachricht bleibt aus, obwohl er bis nach zehn Uhr wartet. Die Straßen sind verödet, denn die Kälte ist immer bitterer geworden. Sie schneidet wie mit Messern; sie sitzt in ihm selber und sticht ihn manchmal in die Brust; sie verschlägt ihm sogar den Atem — er muß auf dem kurzen Wege nach Hause alle paar Schritte stehen bleiben.

Die Luft in der Kammer ist jetzt eisig. In dieser Nacht sieht er auch die Sterne nicht mehr: die Scheiben sind wie Bretter gefroren. Bis ins Mark der Knochen hinein fühlt er die Kälte. Schauer durchjagen ihn. Man kann kaum atmen. Das Bett ist kein Bett mehr; es ist glitzerndes Eis. Und auf diesem Eis neben ihm liegt der Max, liegen Tausende . . . unabsehbare Reihen. Mit dem Max spricht er. Der Max wundert sich, daß der Vater nun auch noch nach Serbien in den Krieg gekommen ist, um ihnen siegen zu helfen.

Da schlägt eine Glutwelle durch die Grabeskühle. Und

der Tischler Tolkemitt, der Soldat Tolkemitt kichert vor sich hin und zittert und sagt: Wir helfen alle ... natürlich schaffen wir es!

So bleibt es nun, er weiß nicht, wie lange: Frostschauer und fliegende Hitze. Ist es schon Morgen? Dann heißt es aufstehen und weitermarschieren ... immer hinter dem Feinde her.

Aber die Beine hängen wie Blei. Und schlimmer noch ist der Durst. Aufstehen, denkt er. Weitermarschieren! Sie schimpfen schon, weil ich so lange liege.

Aber es ist die Tochter, die schimpft. Weil der Vater nicht heruntergekommen ist, hat sie eine plötzliche Angst erfaßt. Und nun schlägt sie in der eisigen Kammer die Hände über dem Kopf zusammen und schimpft über den Eigensinn der alten Kerle, die bei solcher Kälte Kohlen sparen. Sie bringt den Kaffee und schimpft. Sie heizt das Öfchen, daß es lebendig wird, und schimpft. Sie gehört zu denen, die um so mehr schimpfen, je größere Angst sie haben.

Doch am Nachmittag merkt sie, daß das Schimpfen nicht hilft. Da holt sie den Sanitätsrat, und er horcht, klopft und schüttelt den Kopf.

„Tolkemitt, Tolkemitt," sagt er, „man ist ein alter Knabe und immer noch leichtsinnig. Es scheint, man hat sich da eine allerliebste kleine Lungenentzündung geholt."

Darauf muß man es ankommen lassen, denkt der Tischler. Er findet es überhaupt nicht richtig, daß die Tochter gleich zum Doktor gelaufen ist. Er findet es nicht richtig, daß das Öfchen bullert und daß er nun

im Bett bleiben soll. Er muß doch unbedingt heute abend zum Bahnhof gehen.

Aber weil es immerhin nicht sicher damit ist, fragt er den Sanitätsrat, wie es in Serbien steht.

„O," sagt der Sanitätsrat, „viel Mühe ... jetzt bei der Kälte ... aber es geht prachtvoll vorwärts, Tolkemitt! Gestern und heute haben sie wieder ein mächtiges Stück geschafft!"

Da lächelt Tolkemitt. Seine dünnen, zusammengepreßten Lippen öffnen sich, als ob er etwas sagen will. Doch er läßt es dann; er hat auch mit dem Atem zu tun.

Aber als der Sanitätsrat längst gegangen ist, hat er noch immer dieses fast hinterlistige Lächeln um Augen und Mund. Ja, er weiß es ... viel Not und Mühe ... dabei hat der Doktor noch den schrecklichen Durst vergessen. Aber ein großes Stück ist geschafft, und er hat mitgetan. Dieser furchtbare und schreckliche Krieg ist nun noch ebenso *sein* Krieg geworden wie der von 70.

Wenn nicht die Atemnot wäre, würde er die Fahne heraussteckken. Er sagt das auch dem Max. Er fragt den Max, warum er keine Luft kriegt und warum das immer ... schlimmer wird ... immer ... schlimmer ...

Doch der Max kann nicht antworten. Der Max ist in Serbien und wird, wenn er nach Hause kommt, sich nicht mehr mit dem alten Tolkemitt zanken. Seine Frau wird ihm schreiben, daß der Vater, eigensinnig wie immer, sich eine Lungenentzündung zugezogen habe und daran gestorben sei.

Sie weiß es nicht besser. Es klänge wohl auch närrisch, wenn man sagen würde, daß der alte Tischler Tolkemitt in seinem Bette den Heldentod erlitten hätte ...